

Mara Laue

SCHATTENWOLF



Band 5

DIE SPUR DES KILLERS

Okkult-Krimi

Mara Laue

Schattenwolf Band 5

Die Spur des Killers

www.geisterspiegel.de

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt
Coverbild © 2012 by Astrid Gavini

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise -
nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors
wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download)
bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Die Spur des Killers

1.

Cleveland, 23. Oktober 2010

Vin Bennett sah auf die Uhr. Drei Uhr nachmittags. Obwohl es noch ein paar Stunden dauerte, bis die Sonne unterging, und noch weitere Stunden, bis der Mond sich zeigte, spürte er dessen Kraft seit gestern Morgen sehr deutlich in seinem Blut. *Vollmond*. Er konnte den Einbruch der Nacht kaum erwarten. Alles in ihm drängte danach, in den Wald zu gehen und zu jagen. Die Jagd in der vergangenen Nacht war sehr befriedigend gewesen. Er spürte immer noch das warme Blut des Rehs über seine Zunge rinnen, den Geschmack der ebenfalls noch warmen, rohen Leber, die er mit Sheila geteilt hatte, und wie lecker das Fleisch des Herzens gewesen war.

»Mach Schluss und fahr nach Hause, Vin.«

Die Stimme seines Partners Ronan Kerry ließ ihn zusammenzucken. Er war so sehr mit seinen Gedanken im Wald gewesen, dass er vergessen hatte, dass er nicht allein in seinem Büro bei der Cleveland Homicide Division war.

Ronan nickte ihm zu. »Du weißt schließlich besser als ich, was passiert, solltest du zu spät kommen.« Ein kaum wahrnehmbares Lächeln huschte über sein Gesicht.

Vin nickte. Obwohl Ronan ihm dadurch nur hatte zu verstehen geben wollen, dass er in jedem Fall rechtzeitig nach Hause kommen würde, auch wenn er erst um fünf Feierabend machte, war eben die Möglichkeit, dass er es einmal nicht schaffte, sein schlimmster Albtraum. Er hätte zwar die befürchtete Katastrophe abwenden können, aber er war noch nicht so weit, sich darauf zu verlassen, dass die »Retungsaktion« funktionierte, weil er sie bis heute nicht hatte anwenden müssen. Wenn es nach ihm ginge, würde er das

auch niemals tun.

Ronan räusperte sich. »Ich weiß nicht, ob es dir bewusst ist, Vin, aber manchmal, wenn du so geistesabwesend bist wie eben, dann«, er räusperte sich erneut, »verändern sich deine Augen. Sie bekommen einen raubtierhaften Schimmer. Also sie ändern die Farbe und werden mehr gelblich. Steht dir gut, aber ...«

»Scheiße.« Nein, das war ihm nicht bewusst gewesen. Wahrscheinlich war das eine neue Phase der Entwicklung, die – was auch immer bedeutete. Er musste diesen Effekt jedenfalls schnellstens in den Griff bekommen. Schließlich änderten menschliche Augen nicht aus heiterem Himmel die Farbe; erst recht bekamen sie nichts Raubtierhaftes. Er hoffte, dass es ein »Gegenmittel« gäbe. Denn wenn nicht ...

»Ich dachte an die Jagd vergangene Nacht«, erklärte er Ronan.

Sein Partner nickte. »Ist nur eine Theorie, aber diese Veränderung könnte damit zusammenhängen, dass du in solchen Momenten an Dinge denkst, die deine Instinkte ansprechen.«

Und wie die Gedanken an die Jagd und das Fressen der erlegten Beute seine Instinkte ansprachen! »Gib mir unbedingt ein Zeichen, Ronan, wenn mir das mal in Gegenwart anderer passieren sollte. Ich hoffe, es gibt eine Möglichkeit, das in den Griff zu bekommen.«

Wieder ein kaum wahrnehmbares Lächeln. »Davon bin ich überzeugt. Sonst würden deine Leute ständig irgendwo auffallen. Das ist aber nicht der Fall. Also ...«

Vin nickte. »Danke.« Er packte seine Sachen zusammen. »Wir sehen uns dann morgen. Grüß die Kinder und gibt ihnen einen Kuss von mir.«

»Du Perverser«, scherzte Ronan. »Abby ist gerade mal

sieben und Siobhan noch nicht mal vier.«

Vin lächelte. Ronan hatte zum ersten Mal wieder gescherzt, seit seine Frau Sarah vor vier Monaten bei einem Autounfall ums Leben gekommen war. Dieses Ereignis hatte ihn völlig aus der Bahn geworfen. Er hatte zwei Monate mit den Kindern bei Freunden gewohnt, weil sie alle drei nicht ertrugen, im Haus der Kerrys zu sein mit Sarahs allgegenwärtigem Schatten darin. Vor sechs Wochen waren sie zurückgekehrt, weil die Kinder ihre vertraute Umgebung brauchten.

Aber Ronan litt entsetzlich unter dem Verlust. Vin wünschte nicht zum ersten Mal, er könnte irgendetwas tun, um seinem Freund zu helfen. Besonders da Ronan Vin vorbehaltlos Familienanschluss gewährt hatte, nachdem er sich vor gut einem Jahr von Carlsbad nach Cleveland hatte versetzen lassen. Und das, obwohl er Vins dunkles Geheimnis nur allzu gut kannte. Einen besseren Freund als Ronan gab es nicht auf der Welt.

Vin nickte ihm zu, nahm seine Jacke und hängte sich seine Tasche über die Schulter. Er stöhnte unterdrückt, als er Commander Owen Taggart kommen hörte, dessen entschlossener Schritt auf ausgerechnet dieses Büro zuhielt. Da Vin keine Chance hatte, zu verschwinden, ohne dass Taggart ihn sah, ging er langsamer zur Tür, um nicht auf der Schwelle mit dem Leiter der Homicide Unit zusammenzustößen.

»Taggart«, erklärte er auf Ronans fragenden Blick.

»Ich decke dich«, versprach Ronan in einem Ton ruhiger Selbstverständlichkeit. Das hatte er schon oft getan, wenn Vin wegen der Bedürfnisse seiner Natur früher hatte Schluss machen müssen, um vor Mondaufgang zu Hause zu sein.

Sekunden später wurde die Tür geöffnet. Taggart hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf. Er streckte Vin den Finger entgegen.

»Genau der Mann, den ich suche.« Ein Blick auf Vins Tasche. »Machen Sie schon Feierabend?« Gefolgt von einem bezeichnenden Blick auf die Uhr.

»Nein, Sir. Ich bin auf dem Weg zu einer Zeugenbefragung. Danach wollte ich allerdings tatsächlich nach Hause.«

Die übliche Ausrede, mit der Vin und Ronan erklärten, warum Vin vorzeitig das Präsidium verließ oder sich von einem Tatort entfernte. Zwar hatte er sich inzwischen sehr gut daran gewöhnt, dort mit allen möglichen Gerüchen konfrontiert zu werden, aber wenn er zu lange Blut roch, überkamen ihn immer wieder einmal Gelüste, die er besser im Zaum halten konnte, wenn er sich eine Pause gönnte.

Zu seinem Glück fragte Taggart nicht nach, in welchem Fall Vin Zeugen befragen wollte. »Ich will Sie nicht lange aufhalten, Sergeant.«

Vin blickte Taggart fragend an. Zwar war er schon seit über drei Jahren Sergeant, wurde aber sowohl damals in Carlsbad wie auch hier immer noch als Detective geführt, weil keine zusätzliche Sergeantenstelle frei gewesen war. Vin nutzte die Gelegenheit, sich schon auf die Prüfung zum Lieutenant vorzubereiten, die er voraussichtlich im Februar ablegen würde. Dass er deswegen bei manchen Kollegen als karrieregeil galt, störte ihn nicht. Das Schicksal hatte ihm vor gut einem Jahr zwar übel mitgespielt, ihm gleichzeitig aber außergewöhnliche Fähigkeiten geschenkt, unter anderem eine gesteigerte geistige Aufnahmefähigkeit. Er wäre reichlich dumm, wenn er die nicht nutzte.

»Wie Sie wissen«, fuhr Taggart fort, »geht Sergeant Foster

Ende Dezember in den Ruhestand. Er hat aber noch so viele Überstunden und Urlaubstage angehäuft, dass er uns morgen verlässt und nur noch mal vorbeikommt, um seinen Abschied zu geben. Das heißt, dass Sie nachrücken, Bennett. Ab morgen sind Sie auch offiziell Sergeant Bennett und nicht mehr Detective. Das entsprechend höhere Gehalt gibt es natürlich erst ab Januar, wenn Foster offiziell gegangen ist.«

»Ja, Sir. Das macht mir nichts aus.«

»Ich weiß. Sie sind einer meiner Besten. Sie haben das Zeug dazu, eines Tages meinen Platz einzunehmen.«

»Danke, Sir.«

Das würde aber niemals geschehen, denn in spätestens fünf oder sechs Jahren, vielleicht sogar früher, musste er Cleveland verlassen und mit einer neuen Identität untertauchen. Er selbst hätte zwar noch vier oder fünf Jahre länger bleiben können, aber seine Familie nicht. Sie waren zu ewigem Wandern verdammt. Aber solange sie einander hatten und es Freunde wie Ronan gab, die das Geheimnis kannten und trotzdem Freunde waren, ließ sich das ertragen.

»In welchem Fall befragen Sie Zeugen?« Taggart wechselte oft abrupt das Thema. Bei Verhören kam ihm das zugute, aber seine Mitarbeiter nervte das zuweilen. Und Vin musste nun doch zu einer entsprechenden Lüge Zuflucht nehmen.

»Der Matheson-Fall, Sir«, antwortete er und entthob Ronan damit der Notwendigkeit, ihn zu decken. »Der gegnerische Anwalt hat eine Andeutung gemacht, dass die Hauptbelastungszeugin selbst Dreck am Stecken haben könnte. Ich will das überprüfen, damit dem Staatsanwalt der Fall nicht um die Ohren fliegt.« In Wahrheit war der

Fall wasserdicht und die Zeugin eine Musterbürgerin, die nicht mal einen Strafzettel wegen Falschparkens auf dem Konto hatte. Falls Taggart morgen einen Bericht sehen wollte, würde in dem nur stehen, dass Vin die Zeugin nicht angetroffen hatte und es später noch einmal versuchen würde.

»Sehr gut, Bennett. Viel Erfolg.«

»Danke, Sir.«

Vin nickte ihm und Ronan zu und verließ das Präsidium. Er hatte seinen Wagen auf dem Parkplatz um die Ecke in der West 3rd Street abgestellt, direkt gegenüber dem County Jail. Vor dessen Eingang parkte ein gepanzerter und vergitterter Wagen für einen Gefangenentransport. Bewaffnete Wachen sicherten ihn und die Umgebung.

Richtig, heute wurde Aidan Redfern nach Pittsburgh, Pennsylvania, ausgeliefert. Vin wunderte sich, warum der Wagen ihn nicht aus der Tiefgarage abholte, die direkt unter dem Gefängnis lag, bis er sich wieder daran erinnerte, dass es Drohungen gegen Redfern gegeben hatte. Angeblich hatte jemand geplant, ihn in der Garage mitsamt dem Transportwagen in die Luft zu sprengen.

Vin hielt das für ein Ablenkungsmanöver, vielmehr für eine Taktik, mit der erreicht werden sollte, dass der potenzielle Attentäter besser an Redfern herankommen konnte. In der gesicherten und überwachten Tiefgarage war das schwer möglich. Hier draußen dagegen wäre das vergleichsweise ein Kinderspiel. Ein Sniper auf dem Dach eines Gebäudes, in einem Zimmer, von dem aus man den Transporter ins Visier nehmen konnte ... Aber das war nicht seine Angelegenheit. Die Leute vom Jail und die Security hatten das bestimmt alles abgeklärt. Und die Wachen um den Wagen herum wirkten sehr aufmerksam und hat-

ten alle potenziellen Sniper-Standorte im Blick.

Vin konnte allerdings nur allzu gut verstehen, warum mehr als eine Person Redfern tot sehen und das Gesetz in die eigenen Hände nehmen wollte. Der Mann war ein eiskalter Killer, der in Pittsburgh seine Frau und ihren Anwalt ermordet hatte, weil er sich von beiden hinsichtlich der Scheidungsvereinbarungen über den Tisch gezogen fühlte. Anschließend war er nach Cleveland gekommen und hatte hier seine Schwägerin und deren Mann getötet, denen er die Schuld am Scheitern seiner Ehe gab.

Seine Frau war ebenso wie ihre Schwester Vorsitzende einer wohltätigen Familienstiftung gewesen, die der Vater der Geschwister, zu denen auch noch ein Bruder namens Luke Haskell gehörte, seinen Kindern vermacht hatte. Der Anwalt hatte die Rechtsgeschäfte erledigt. Die Stiftung kümmerte sich um die musikalische und künstlerische Ausbildung von Kindern und Jugendlichen aus benachteiligten Familien und unterstützte in dem Zug auch deren Familien. Dadurch war die Familie Haskell hoch angesehen und die Haskell-Schwestern beliebt, weil sie sich auch persönlich um die Schützlinge der Stiftung kümmerten.

Dass Aidan Redfern sie ermordet, vielmehr eiskalt hingerichtet hatte, hatte die Öffentlichkeit schockiert und etliche gegenwärtige und ehemalige Schützlinge der Stiftung so sehr gegen ihn aufgebracht, dass viele von ihnen gedroht hatten, dafür zu sorgen, dass er den Tag seiner Verhandlung nicht erlebte. Da er zuerst die Morde in Pittsburgh begangen hatte, wurde ihm dort auch zuerst der Prozess gemacht, danach in Cleveland. Nicht dass das irgendetwas ausgemacht hätte, denn die Todesstrafe war ihm in Ohio ebenso sicher wie in Pennsylvania.

Und sollte er wider Erwarten freigesprochen werden, gab

es immer noch Redferns Schwager Luke Haskell. Er leitete ein privates Sicherheitsunternehmen in Cleveland und hatte ebenfalls mehrfach gedroht, den Mörder seiner Schwestern eigenhändig zu erledigen, sobald er nur die Gelegenheit dazu bekäme. Da der Mann sich mit Waffen auskannte und ausgebildeter Scharfschütze war, musste man mit allem rechnen. Doch wie es aussah, war er nicht vor Ort.

Vin stieg in seinen Wagen und fuhr die zwanzig Meilen nach Sagamore Hills, einer zum Summit County vor den Toren Clevelands liegenden Township, die direkt an den Cuyahoga Valley National Park grenzte. Vins Haus lag mit der Rückfront quasi im Wald, was gewisse Dinge sehr begünstigte.

Lange bevor er auf den Hof fuhr, spürte er, dass alle schon da waren. Er fühlte sich erleichtert. Gerade an den drei Tagen des Vollmondes sorgte er sich noch mehr um sein Rudel als sonst. Es wäre nicht auszudenken, wenn einer von ihnen es mal nicht rechtzeitig nach Hause oder zumindest in einen unbeobachteten Winkel schaffte, wenn der Mond aufging, und vor den Augen von Menschen in einen Wolf verwandelt wurde.

Ein großer schwarzer Wolf lag auf der Veranda und öffnete das Maul zu einem wölfischen Grinsen, als Vin ausstieg. Nick Roscoe war nicht nur der Älteste des Rudels, sondern als Einziger in seiner Verwandlung vom Mondlicht unabhängig.

Hallo Vin. Alles in Ordnung. Abgesehen von Patricks miserabler Laune. Aber die hat er ja meistens. Besonders in meiner Gegenwart.

Vin lächelte. »Hallo Nick. Schön, dass du schon da bist. Kommst du mit rein?«

Sein Cousin und Stellvertreter erhob sich, richtete sich auf

den Hinterbeinen auf, und drei Sekunden später stand ein voll bekleideter Mann mit schwarzen Haaren, Vollbart und grünen Augen auf der Veranda. Dass sich seine Kleidung mit ihm verwandelte, verdankte er einem Zauber seiner Gefährtin Sam Tyler. »Ich würde das Ritual nicht versäumen wollen.«

Nick war der einzige geborene Werwolf im Rudel und der Einzige, der von dem ursprünglichen Rudel noch lebte. Ein Umstand, den Vin ebenso bedauerte wie begrüßte. Einen erfahrenen Werwolf als Betawolf zu haben, war ein unschätzbarer Vorteil, auch wenn er nicht wie die anderen im Haus des Rudels lebte, sondern mit Sam in der Stadt. Das junge Rudel hatte noch so viele Fragen und war in vielen Dingen derart unsicher, dass das Bewusstsein, dass Nick nur einen Telefonanruf entfernt war und innerhalb einer Stunde bei ihnen sein konnte, eine große Beruhigung.

Andererseits hatte sein Ursprungsrudel sich den übelsten Ruf als »Schwarzes Rudel« erworben – eine Horde von Verbrechern, die die Gesetze der Wölfe missachteten. Von diesem Rudel gezeugt worden zu sein, was schon ein gravierendes Verbrechen darstellte, war ein Makel und eine Last, die loszuwerden wahrscheinlich Jahrhunderte dauern würde. Nick hatte sich zwar längst vom *Dunklen Pfad* abgewandt, aber dass er dem Rudel angehörte, dass er überhaupt noch lebte und die Wächter ihn nicht längst hingerichtet hatten, empfanden nicht nur viele Artgenossen als Affront. Besonders auch die Vampire hatten ihm seine unzähligen Morde an ihresgleichen noch lange nicht verziehen. Und hier in Cleveland lebte auch noch eine Vampirkolonie ...

Vin betrat das Haus. Nick folgte ihm. Einige Rudelmitglieder hatten sich bereits im Wohnzimmer versammelt,

wo sie ihr tägliches Ritual der Zusammengehörigkeit abhielten. Vin lächelte ihnen zu.

Sheila kam aus ihrem Apartment im ersten Stock gelaufen. Mit einem Satz sprang sie die fünfzehn Treppenstufen hinunter, landete unglaublich anmutig und vollkommen ausbalanciert auf den Füßen und legte den Rest der Entfernung zwischen ihr und Vin mit ruhigen, aber raumgreifenden Schritten zurück. Sie blieb vor ihm stehen und strahlte ihn an. Seine Alphawölfin. Dem Rudel zu demonstrieren, dass er ihr diesen Status vollkommen zuerkannte, war eine wichtige Sache. Zu demonstrieren, dass sie ein Paar waren und sich besser niemand zwischen sie drängen sollte, war zwingend erforderlich. Andernfalls könnte ein anderes Rudelmitglied auf den Gedanken kommen, ein Verhältnis mit einem der beiden Alphas zu beginnen und versuchen, dadurch im Rang aufzusteigen. Doch das hätte die fragile Balance innerhalb des Rudels empfindlich gestört.

Vin nahm Sheila in die Arme und küsste sie. Ein wunderbares Gefühl. Ihr Geschmack, ihre Wärme, der Schlag ihres Herzens und ihr Duft, in den sich das Odeur ihres Verlangens nach Vin mischte, zeigten ihm, dass er zu Hause war. Als er sich von ihr löste, fühlte er sich glücklich. Bis letzten Monat hatte er noch geglaubt, dass Sheila sich zu ihm hingezogen fühlte, läge an der werwölfischen Gesetzmäßigkeit, dass die beiden Alphas innerhalb des Rudels immer ein Paar bildeten. Seit dem letzten Vollmond wusste er, dass Sheila ihn offenbar schon seit dem Moment ihrer ersten Begegnung liebte. Und er konnte sich seinen immer stärker werdenden Gefühlen für sie nicht länger entziehen. Er wollte es auch nicht.

»Ich gehe schnell duschen, dann kann die Versammlung beginnen«, sagte er an die anderen gewandt und ging in

sein Apartment.

Als er eine Viertelstunde später ins Wohnzimmer kam, hatten sich alle versammelt. Wie Nick gesagt hatte, war Patricks Laune miserabel. Doch das lag eindeutig daran, dass er offenbar mal wieder Nick herausgefordert und verloren hatte. Der Junge würde wohl nie lernen, dass er gegen Nick nicht ankam.

Vin setzte sich in seinen Sessel. Sheila reichte ihm einen blauen Wollfaden. Vin nahm ihn und knüpfte einen Knoten hinein. »Ich bin Vin Bennett Cleveland, Cuyahoga Valley Wolf.«

Er reichte den Faden an Sheila weiter. »Ich bin Sheila Partridge Cleveland, Cuyahoga Valley Wölfin.« Sie knüpfte ebenfalls einen Knoten und reichte die Schnur Nick, der das Ritual ebenfalls vollzog.

Nick konnte nicht jeden Abend bei ihnen sein, um mit ihnen das Zusammengehörigkeitsritual zu zelebrieren. Er arbeitete in Sams Detektei und hatte oft Einsätze, die ihn am Kommen hinderten. Dann knüpfte Vin für ihn den Knoten. Aber an den Vollmondtagen hatte er seit seiner Rückkehr bisher nie gefehlt.

Nachdem alle ihren Knoten in das Band geknüpft hatten, befestigte Vin es feierlich an der Leine, an dem alle Knotenschnüre aufgehängt wurden, seit das Rudel existierte. Danach folgte der Austausch über die Erlebnisse des Tages.

»Kinder, das ist wichtig«, leitete Vin die Gesprächsrunde ein. Er blickte Nick an. »Ronan hat mich vorhin darauf aufmerksam gemacht, dass meine Augen gelblich werden, wenn ich wohl zu intensiv an etwas denke oder mit etwas konfrontiert werde, das meine wölfischen Instinkte anregt. Kann man das irgendwie vermeiden? Du scheinst das Problem nicht zu haben.« Davon abgesehen schimmerten

Nicks grüne Augen ohnehin immer ein bisschen gelblich. Vin blickte Sheila an. »Deine Augen haben ebenfalls die Farbe geändert, als du neulich den Kerl an die Wand genagelt hast, der dich im Haus deiner Eltern angegriffen hat.«

»Oh!« Sheilas Gesicht wurde besorgt. »Warum hast du mir das nicht gesagt?«

Weil er viel zu froh darüber gewesen war, dass ihr nichts passiert war und ihr Geheimnis gegenüber ihren Eltern gewahrt blieb. Er hatte genug damit zu tun gehabt, Sheila zu trösten, nachdem ihre Eltern sehr befremdet auf die Tatsache reagiert hatten, dass ihre Tochter eigenhändig einen gefährlichen Verbrecher unschädlich gemacht hatte. Er hatte es danach schlicht vergessen. Das hätte ihm nicht passieren dürfen, verdammt!

Nick grinste. »Meinst du das hier?« Seine Augen wurden intensiv gelb mit einem nur noch leichten Grünschimmer, der gefährlich und geheimnisvoll zugleich wirkte.

Vin nickte. »Genau das.«

Nick winkte ab. »Das ist ein Zeichen, dass du gut in deine Wolfsnatur hineinwächst. Und ja, es hängt damit zusammen, wenn deine Instinkte aktiv sind.«

»Oh Gott! Kann man das kontrollieren?« Denn wenn nicht ...

Nick lächelte und nickte. »Aber ja.« Er blickte in die Runde. »Sobald ihr merkt, dass sich bei euch in Gegenwart von Menschen Instinkte regen, schließt die Augen und konzentriert euch auf etwas ganz Profanes, das keinen Instinkt anspricht. Ein Gedicht oder das Einmaleins in Gedanken zu rezitieren, funktioniert bei den meisten Wergeschöpfen.«

»Und was tun die, bei denen das nicht funktioniert?« Die Frage, vorgebracht mit einem aggressiven Unterton, kam von Patrick.

Nick grinste. »Dann stellst du dir vor, wie ein Jäger seine gesamte Silbermunition in dich pumpt und du qualvoll daran verreckst.« Er wurde sehr ernst. »Diese Fantasie wirkt garantiert, weil genau das passieren wird, wenn es dir nicht gelingt, diese Nebenwirkung unserer Natur zu kontrollieren.« Er sah die anderen an. »Am besten übt ihr das vor dem Spiegel. Stellt euch irgendwas vor, das eure Instinkte weckt, zum Beispiel die Jagd und der Geschmack von Blut, dann übt, den Instinkt zu dämpfen, auch wenn eure Augen noch nicht leuchten. Je mehr ihr übt, desto mehr geht es euch in Fleisch und Blut über.«

Vin war wieder einmal froh darüber, dass Nick nicht nur zum Rudel gehörte, sondern auch bei ihnen war. Das dämpfte die Angst, einen Fehler zu machen, der schlimme oder sogar tödliche Folgen für sie haben könnte.

Er schob seine Ängste beiseite. Der Mond ging bald auf und er freute sich auf die Jagd.

2.

Aidan Redfern ließ die Prozedur des Anlegens von Hand- und Fußschellen, die mit Ketten an einem Gürtel um seine Taille befestigt wurden, reglos über sich ergehen. Er verkniff sich auch jede Regung, als die Wärter ihn dabei unnötig grob behandelten. Er hatte in den Tagen im Gefängnis Schlimmeres erlebt. Allerdings nur in der ersten Zeit. Er wusste sich zu wehren. Deshalb hatten seine Angreifer, sofern sie nicht mit einer Übermacht über ihn hergefallen waren, ziemlich schlechte Karten gehabt. Leider waren sie tatsächlich auf die Idee mit der Übermacht gekommen. Doch die Blessuren würden heilen, und seine Gegner sahen schlimmer aus.

»Vorwärts!«, befahl der Mann, der ihn gefesselt hatte, und

deutete auf den Ausgang. Bevor Aidan einen Schritt tun konnte, trat der Mann dicht vor ihn hin und hielt ihm seinen Schlagstock vors Gesicht, mit dem er ihn gleich darauf in den Bauch boxte.

Aidan stöhnte und klappte leicht zusammen. Seine harten Bauchmuskeln steckten zwar den größten Teil des Schlages weg, aber eben nicht alles.

»Mach nur keinen Fluchtversuch, Redfern«, warnte der Officer. »Obwohl ich persönlich mir wünsche, dass du es versuchst. Ich täte nichts lieber, als dich abzuknallen wie den räudigen Hund, der du bist.«

Aidan würdigte ihn keiner Antwort. Er folgte den Wachen, die vorausgingen und den Weg sicherten, denn sein Schwager Luke hatte mehrfach gedroht, Aidan zu töten. Und nicht nur er. Aber an dem Vorhaben waren schon andere gescheitert. Aidan lebte immer noch, seine Feinde nicht mehr. Und so würde es auch in diesem Fall sein. Einer war noch übrig, den er erledigen musste: Luke.

Solange Aidan hinter Gittern saß, musste er mit der Durchführung seines Plans warten. Doch das Allegheny County Jail in Pittsburgh wäre nicht das erste Gefängnis, aus dem er ausbrechen würde. Er hätte es auch hier in Cleveland geschafft, aber dafür hätte er eine längere Zeit der Vorbereitung gebraucht, als er vor seiner Überstellung gehabt hatte.

Als er das Gebäude verließ, blendete ihn die Sonne. Er spannte sich an, um sofort zu reagieren, falls ein Schuss fiel. Vorausgesetzt, der würde ihn nicht auf der Stelle töten. Luke war ein Scharfschütze. Dass er ein Ziel verfehlte, war in all den Stunden, die sie gemeinsam auf dem Schießstand verbracht hatten, kein einziges Mal vorgekommen.

Doch Luke wusste wohl nichts davon, dass Aidan heute

verlegt wurde, denn nichts geschah. Man verfrachtete ihn in den Transporter, in dem er als einziger Gefangener saß. Zwei Bewacher setzten sich neben ihn und ließen ihn nicht aus den Augen. Aidan lehnte sich zurück, den Kopf auf die Nackenstütze und schloss die Augen. Die etwa hundertvierzig Meilen lange Fahrt würde gute drei Stunden dauern. Aidan gedachte, sie für ein bisschen Entspannung zu nutzen. Da er in einer Gemeinschaftszelle untergebracht gewesen war, hatte er ständig auf der Hut sein müssen. Sobald er im Jail von Pittsburgh angekommen war, musste er es wieder sein.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Das ruhige Geräusch des Motors lullte Aidan ein. Er döste vor sich hin und öffnete nur ab und zu die Augen, wenn der Wagen zum Stehen kam. Der Transporter ließ die Stadtgrenze hinter sich und fuhr auf der Interstate 77 südwärts. Aidan sah aus dem Fenster, an dem die Landschaft vorbei glitt. Für ihn wirkte sie wie der Inbegriff der Freiheit, die er verloren hatte. Vorübergehend. Denn dass er sie wiedererlangen würde, noch ehe man ihm in Pittsburgh den Prozess gemacht hatte, stand für ihn fest.

Und dann würde er sich Luke widmen. Sein Schwager mochte sich unangreifbar fühlen wegen seiner Sicherheitsleute, die er ständig um sich herum hatte, aber das würde ihm nichts nützen. Aidan kannte ihn gut. Er würde ihn erledigen zu einer Zeit und an einem Ort, an dem Luke nicht damit rechnete.

Von seinem Platz aus konnte Aidan in den Seitenspiegel an der Fahrerseite blicken, deshalb fiel ihm nach einer Weile auf, dass ein Wagen dem Transporter folgte. Ein dunkelblauer Ford. Das könnte Zufall sein, aber Aidan glaubte nicht an Zufälle. Erst recht nicht an den, dass ein Wagen,

der aussah wie einer von Lukes Firma, dem Transporter folgte, in dem Aidan saß. Der Ford überholte. Aidan warf einen Blick auf Fahrer und Beifahrer, zwei Männer, die zwar unterschiedlich gekleidet waren, aber ein Flair um sich verbreiteten, das nach Security stank. Auf den Rücksitzen saßen zwei weitere Männer, die Aidan im Vorbeifahren kalte Blicke zuwarfen. Lukes Leute, keine Frage. Scheiße.

Bevor Aidan sich entscheiden konnte, ob er seine Bewacher auf die Gefahr aufmerksam machen sollte, bremste der Fahrer so scharf, dass Aidan nach vorn geschleudert wurde, ebenso seine Bewacher. Der Ford hatte den Transporter ausgebremst. Der Fahrer erkannte die Gefahr und drückte den Alarmknopf, der der Zentrale einen Notfall meldete und gleichzeitig per GPS den Standort übermittelte.

Lukes Leute sprangen aus dem Wagen und rannten mit Pistolen im Anschlag auf den Transporter zu. Aidan hatte nicht vor zu warten, bis sie ihn erreicht hatten. Er warf sich gegen die beiden Wachen und hinderte sie dadurch am Aufstehen. Er knallte seinen Hinterkopf dem Vorderen ins Gesicht und hörte dessen Nase brechen. Er warf sich herum und riss dem Mann die Pistole aus dem Halfter. Dass er kaum Bewegungsfreiheit hatte mit seinen gefesselten Händen und Füßen, behinderte ihn gewaltig, aber nicht genug, dass er sich nicht hätte verteidigen können.

Einer von Lukes Männern hatte den Fahrer bewusstlos geschlagen. Zwei andere rissen die Hintertür auf, während der Dritte seine Waffe auf Aidan richtete. Aidan schoss, bevor der andere abdrückte. Da er höher stand als sein Gegner, traf die Kugel ihn in den Kopf, obwohl Aidan mit den vor dem Bauch gefesselten Händen nur schlecht zielen konnte. Er schoss noch zweimal und traf die beiden anderen Männer ebenfalls tödlich.

Das Wagenfenster splitterte mit einem Knall und eine Kugel riss eine blutende Furche in seine Wange. Er fühlte, dass sich Glassplitter in seine Kopfhaut und seinen Nacken bohrten. Er duckte sich, fuhr mit derselben Bewegung herum und schoss zweimal. Der Mann ging mit einem Aufschrei zu Boden, lebte aber noch. Der noch bewaffnete Wächter hatte seine Pistole gezogen. Aidan ließ ihm keine Zeit, sie in Anschlag zu bringen.

»Stopp!« Er zielte auf den Kopf des Mannes. »Waffe her! Werfen Sie sie auf den Sitz neben mir.«

Der Mann – es war der, der Aidan gedroht hatte, ihn abzuknallen, sollte er versuchen zu fliehen – gehorchte.

»Bitte, Redfern, ich hab Familie.«

Aidan hätte seine Angst als ausgleichende Gerechtigkeit für seine zuvor erfolgte Bosheit genossen, wenn er die Feigheit des Mannes nicht abgrundtief verachtet hätte. »Sie!«, sagte er zu dem Mann mit der gebrochenen Nase. »Schließen Sie die Fesseln auf. Und keine Tricks! Sonst sind Sie schneller tot, als Sie ›Mama‹ sagen können.«

Der Mann, dem das Blut über das Gesicht lief, gehorchte. Als Aidan von den Fesseln befreit war, schlug er ihm die Faust gegen die Schläfe. Er fiel gegen seinen Kollegen, dem Aidan ebenfalls einen Schlag verpasste, der ihn in die Bewusstlosigkeit schickte. Anschließend schnappte er sich dessen Pistole, sprang aus dem Wagen und rannte zu dem Ford. Im Vorbeilaufen sammelte er die Waffen von Lukes Männern ein und setzte sich in den Wagen. Der Schlüssel steckte.

Aidan fuhr mit aufheulendem Motor und quietschenden Reifen davon. Dass er nicht weit kommen würde, war ihm klar. Der Fahrer des Transporters hatte das Notsignal gesendet. Die Kavallerie würde in Kürze hinter ihm her sein.

Und vor ihm mit Straßensperren und dem ganzen Programm auf ihn warten. Außerdem hatten garantiert die Fahrer vorbeifahrender Autos 911 gewählt und gemeldet, was hier los war. Und die leuchtend orangefarbene Gefängnisluft trug auch nicht dazu bei, dass er unauffällig blieb.

Er musste den Wagen loswerden und sich neue Kleidung besorgen. Er fühlte Blut über seine Wange rinnen, wo ihn der Schuss getroffen hatte. Es schmerzte unangenehm, aber Aidan hatte schon schlimmere Verletzungen ausgehalten. Die Glassplitter in der Kopfhaut und im Nacken trugen auch nicht gerade zu seinem Wohlbefinden bei.

Er hörte Sirenen in der Ferne und schwenkte auf den Zubringer zur Interstate 80 ein, die durch den Cuyahoga Valley National Park führte. Auf dem Highway zu bleiben, wäre aber zu gefährlich, da die Cops garantiert davon ausgingen, dass Aidan ihn weiterhin benutzte, um möglichst schnell vorwärtszukommen. Er nahm die nächste Abfahrt nach nur ein paar Hundert Yards und kam auf die Becksville Road. Auch hier gab es noch zu viel Verkehr und er erntete verwunderte, befremdete und auch alarmierte Blicke von vorbeifahrenden Autoinsassen wegen seines leuchtenden Gefängnisoveralls.

Kurz entschlossen nahm er die erste Straße, die von der Becksville abzweigte, eine sehr schmale Straße, an der kaum zwei Wagen aneinander vorbei gekommen wären. Ideal, um außer Sicht zu bleiben. Leider endete sie abrupt nach einer Viertelmeile in einem Wendehammer. Etwas abseits davon stand ein Haus. Die unbeleuchteten Fenster sprachen dafür, dass niemand zu Hause war. Aidan stieg aus, nahm die Waffen und näherte sich dem Haus vorsichtig von der Rückfront. Offensichtlich war tatsächlich niemand zu Hause. Ohne viel Federlesen schlug er ein Fenster

ein, was glücklicherweise keinen Alarm auslöste – zumindest keine hörbaren – und stieg ein.

Rasch durchsuchte er das Haus, ob wirklich niemand darin war, ehe er sich aus einem Kleiderschrank bediente, der Männersachen enthielt. Er nahm eine Jeans, einen Pullover und eine Lederjacke und ging ins Bad, um seine Wunde zu versorgen und die Glassplitter aus seiner Haut zu entfernen. Er fand im Badschrank ein paar Pflaster und klebte sie sich auf, nachdem er die Wunden ausgewaschen und desinfiziert hatte. Wer immer hier wohnte, besaß einen gut sortierten Medikamentenschrank. Leider war der Bewohner nicht so leichtsinnig, Geld im Haus aufzubewahren.

Nun, es ging auch ohne. Aidan hatte sowieso nicht vor, sich irgendwo niederzulassen, wo er die Unterkunft hätte bezahlen müssen. Er wollte Luke erledigen. Dazu musste er zurück in die Stadt. Aber die dürfte im Moment ein Nest aufgeschreckter Hornissen in Polizeiuniform sein. Egal. Er musste erst mal hier weg und seine Spur verwischen.

Er packte Lebensmittel und zwei Flaschen Mineralwasser in einen Wanderrucksack, ebenso eine Taschenlampe und legte auch die Waffen hinein. Bis auf zwei, die er in den Hosenbund und in die Jackentasche steckte. Anschließend verließ er das Haus, ließ den Ford stehen und lief im Joggingtrab den schmalen, wie ein Wanderweg aussehenden Pfad in den Wald hinein, der hinter dem Wendehammer begann. Der Cuyahoga River müsste nur ein paar Meilen entfernt sein. Wenn er ihn erreichte und überquerte, würde er zumindest für die Bloodhounds, die man garantiert auf seine Fährte setzen würde, keine Spur hinterlassen. Er war schließlich ein wegen vierfachen Mordes verhafteter Verbrecher auf der Flucht. Jetzt hatte er auch noch vier Männer getötet.

Und was die Cops aussagen würden, die ihn bewacht hatten, konnte er sich denken. Sie waren Zeugen, wie er Lukes Leute kaltblütig abserviert hatte. Dass er damit nur sein Leben verteidigt hatte, wirkte auf dem Hintergrund der ihm bereits vorgeworfenen Verbrechen natürlich ganz anders. Dass er die Cops mit der Waffe bedroht und niedergeschlagen hatte, nahmen sie ihm garantiert zusätzlich übel. Er musste also zusehen, dass er nicht noch mal erwischt wurde. Zumindest nicht, bevor er Luke erledigt hatte. Was danach mit ihm geschah, war ihm relativ egal. Trotzdem würde er alles daransetzen, unauffindbar unterzutauchen. Also zum Fluss.

Falls man aber einen Mantrailer einsetzte, würde der ihn auch auf der anderen Seite des Flusses wittern. Egal. Er musste es versuchen. Denn wenn die Cops ihn wieder einfingen, würden sie ihn diesmal in den Hochsicherheitstrakt stecken und er bekäme wohl nie wieder die Chance, Luke zu erledigen.

Aber das musste er tun, selbst wenn es ihn das Leben kostete. Der Kerl würde ihm nicht entkommen.

Luke Haskell sah zum wiederholten Mal auf die Uhr. Seine Leute hätten längst hier sein müssen. Selbst wenn es Komplikationen gegeben hätte, dürften die sie nicht so lange aufgehalten haben. Es konnte doch nicht so schwer sein, Aidan zu überwältigen, der bis fast zur Unbeweglichkeit gefesselt in einem Polizeitransporter saß. Lukes vier beste Männer hatten noch nie versagt. Einzeln nicht und als Gruppe erst recht nicht.

Außerdem hatte er den Coup minutiös geplant wie alle

seine Unternehmen. Selbst das Eine, das leider nicht ganz so geklappt hatte, wie es geplant gewesen war, hatte er so gründlich, nein: doppelt gründlich durchstrukturiert. Doch Zufälle wie den, der das Ganze schließlich zum Scheitern gebracht und ihn gezwungen hatte, auf Plan B auszuweichen, ließen sich leider selbst in der besten Planung nicht vorausberechnen.

Wieder sah er auf die Uhr. Schon drei Stunden über die Zeit. Was könnte bloß schiefgegangen sein?

»Ja?«, sagte er, als es an der Tür klopfte.

Seine Sekretärin steckte den Kopf herein. »Sir, ein Lieutenant Kerry und ein Sergeant Foster vom CPD wollen Sie sprechen.«

Scheiße! Demnach war tatsächlich etwas schiefgegangen, und zwar gewaltig, andernfalls sich die Polizei nicht herbeimühen würde. »Schicken Sie sie rein, Michelle.«

Michelle gab die Tür frei und ließ zwei Männer eintreten. Sie selbst blieb wachsam stehen. Luke unterdrückte ein Lächeln. Michelle war nicht nur Sekretärin, sondern auch ausgebildete Personenschützerin und kein leichtes Kaliber. »Danke, Michelle«, signalisierte er, dass sie gehen konnte.

»Lieutenant Kerry«, stellte sich der jüngere der beiden Männer vor, zeigte Luke seine Marke und deutete auf seinen deutlich älteren Begleiter, der ebenfalls seine Marke zückte. »Mein Kollege, Sergeant Foster.«

Luke deutete auf die Besuchersessel vor seinem Schreibtisch. »Kann ich Ihnen etwas anbieten, Gentlemen?«

»Nein danke«, lehnte Kerry das Angebot für sie beide ab.

»Was kann ich für das CPD tun?« Luke gab sich ahnungslos und kooperativ, um keinen Verdacht zu erwecken.

»Auf Ihre Firma ist ein dunkelblauer Ford mit dem Kennzeichen QAF 8711 zugelassen.«

Der Wagen, mit dem seine Leute Aidan abholen sollten.
»Das ist richtig. Er hatte doch nicht etwa einen Unfall?«

»Das nicht. Aber seine Insassen haben versucht, Aidan Redfern auf dem Transport nach Pittsburgh zu entführen oder zu töten. Die Aussagen der den Transport begleitenden Polizeibeamten sind in dem Punkt nicht ganz eindeutig und mehr Spekulation als Fakten.«

Versucht. Diese Wortwahl deutete an, dass es beim Versuch geblieben war. Und die *versuchte* Entführung traf zu, denn Luke wollte Aidan eigenhändig töten. Er nickte. »Ich kann mir denken, weshalb Sie hier sind. Sie vermuten, dass ich hinter der Aktion stecke.«

»Wäre das so abwegig?«, fragte Kerry. »Immerhin haben Sie mehrfach öffentlich und sogar vor laufenden Kameras verkündet, dass Sie Redfern gern eigenhändig hinrichten würden. Um es mal milde auszudrücken.«

Eine Taktik, die, wenn Lukes Plan geklappt hätte, ihn eigentlich von der Liste der Verdächtigen für Aidans Entführung und spätere Hinrichtung hätte streichen müssen. Er zuckte mit den Schultern. »Das war ein Fehler, ich weiß. Aber der Mann hat meine ganze Familie ausgelöscht, meine beiden Schwestern, meinen Schwager und unseren Anwalt, der außerdem ein enger Freund der Familie war. Ich war in den ersten Tagen nach der Tat außer mir, wie Sie vielleicht nachvollziehen können. Inzwischen habe ich eingesehen, dass das unpassend war, und überlasse die Sache der Justiz. Bei der Beweislage hat Aidan kaum Chancen, der Todesstrafe zu entgehen.«

»Wohl kaum«, stimmte ihm Sergeant Foster zu. Er machte einen lustlosen Eindruck und sah so oft auf die Uhr, dass er den Feierabend offenbar kaum abwarten konnte.

»Ich fürchte allerdings, dass gerade mein verbales Wüten

in den ersten Tagen, aus dem ich auch hier in der Firma keinen Hehl gemacht habe, möglicherweise dafür verantwortlich ist, dass ein paar meiner Leute glaubten, mir einen Gefallen zu tun, indem sie Aidan für mich erledigen.« Er schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Das war niemals in meinem Sinn, glauben Sie mir.«

Die beiden glaubten ihm nicht, das sah Luke ihnen an. Er hätte es an ihrer Stelle auch nicht geglaubt. Aber das machte nichts. Sie konnten ihm nichts beweisen. Und seine Leute waren absolut loyal. Keiner von ihnen würde reden und Luke ans Messer liefern.

»Die Jungs können sich als gefeuert betrachten«, fügte er nachdrücklich hinzu.

»Nicht mehr nötig.« Kerrys Stimme klang ruhig, beinahe sanft. »Das hat Redfern bereits für Sie erledigt. Ihre Männer sind tot. Aber dank der Intervention Ihrer Leute ist Redfern entkommen. Er hat vermutlich sechs Schusswaffen, eventuell sieben, hat sich Zivilkleidung besorgt und ist irgendwo im Gebiet des Nationalparks auf der Flucht.«

»Oh mein Gott!«

Luke musste sein Entsetzen nicht spielen, zumindest nicht allzu sehr. Aidan war der gefährlichste Mann, dem er je begegnet war. Sie hatten oft Scherze gemacht, wie froh sie darüber waren, dass sie beide auf derselben Seite standen und keine Gegner waren. Luke machte sich keine Illusionen. Wenn es zu einer Konfrontation Mann gegen Mann kam, würde er den Kürzeren ziehen; zumindest in einem fairen Kampf. Jetzt waren sie nicht nur Gegner, sondern Todfeinde. Und Aidan würde zu ihm kommen, um ihn zu erledigen, so sicher wie das Amen in der Kirche.

Kerry und Foster warteten offenbar auf eine Antwort von ihm. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.« Das wusste

er tatsächlich nicht. Er wusste nur, dass er schnellstens Plan C entwickeln musste. Da er mit Aidans Flucht nicht gerechnet hatte – ein schwerer Fehler, aber wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, dass ein an Händen und Füßen mit Ketten gefesselter Mann vier bestens ausgebildete und bewaffnete Söldner *und* ein paar nicht minder gut bewaffnete Cops überwältigte? – war sein Plan B hinfällig geworden. Verdammt!

»Mr. Haskell, laut Ihrer Aussage hat Redfern seine Schwägerin, Ihre jüngere Schwester und deren Mann ermordet, weil er sie für das Scheitern seiner Ehe verantwortlich machte. Hegt er auch einen solchen Groll gegen Sie?«

Die perfekte Steilvorlage, um später Notwehr vorschützen zu können, wenn er Aidan getötet hatte; für den Fall, dass auch Plan C fehlschlagen sollte. Wenn Aidan involviert war, sollte er besser mit allem rechnen. »Allerdings«, bestätigte er und machte eine ausholende Handbewegung. »Aber ich kann mich schützen. Und wenn ich gehaut hätte, dass Aidan komplett ausflippt und meine ganze Familie hinrichtet, dann hätte ich ihnen allen meine Leute zur Verfügung gestellt, um sie zu beschützen. Rund um die Uhr.« Luke stützte den Kopf in die Hände und fuhr sich mit einer Hand über das Gesicht. »Ich passe auf mich auf«, betonte er und blickte die beiden Cops offen an.

»Mr. Haskell, welchen Auftrag hatten Ihre Leute?«, wollte Kerry wissen.

»Sie meinen die, die Aidan versucht haben zu töten?« Er schüttelte den Kopf und rief etwas im Computer auf. »QAF 8711 wird – wurde heute von Johnson zusammen mit Michaels, Ferris und Colwin für die Begleitung eines Transports von Gemälden eines Privatsammlers zu einer Ausstellung in einer Kunstgalerie in der Euclid Avenue ...

Michelle!«, rief er.

Seine Sekretärin steckte den Kopf zur Tür herein. »Ja, Sir?«

»Wer begleitet den Gemäldetransport zu *Jessica's Gallery*?«

»Johnson, soweit ich weiß. Und die Leute, die er mitgenommen hat.«

»Eben das hat er nicht getan. Finden Sie raus, wer an seiner Stelle den Job erledigt hat.«

»Ja, Sir.«

Wenigstens in diesem Punkt hatte der Plan geklappt. Luke hatte Johnson tatsächlich für die Bewachung des Transportes eingeteilt, ihn aber angewiesen, unmittelbar vor dem Aufbruch zu dem Job die Aufgabe an Hicks zu übertragen. Dadurch, dass die Umdisposition von Johnson vorgenommen worden war, konnte Luke vorgeben, dass er eigenmächtig gehandelt hatte. Johnson war absolut loyal. Er hätte Luke in jedem Fall gedeckt und die Wahrheit niemals preisgegeben. Da er jetzt tot war, konnte er Lukes Version sowieso nicht mehr widersprechen.

Er blickte die beiden Cops an. »Ja, ich habe meiner Wut idiotischerweise durch Morddrohungen gegen meinen Schwager Luft gemacht. Aber ich schwöre Ihnen, dass ich mit der Aktion, die Johnson da geritten hat, nichts zu tun habe.« Er schüttelte den Kopf und fuhr sich wieder mit der Hand über das Gesicht. »Mein Gott, dass die Jungs so enden mussten.« Er sah Kerry und Foster wieder an. »Ich weiß nicht, wie weit Sie über Aidans Hintergrund informiert sind?«

»Wir wissen, dass er in der Pittsburgher Zweigstelle Ihres Unternehmens arbeitet.«

»Gearbeitet hat«, korrigierte Luke. »Aber das meinte ich

nicht. Aidan war früher bei der Delta Force. Der Mann ist ein Elitesoldat, den man nicht unterschätzen darf. Ein Scharfschütze, wie er im Buch steht, und völlig skrupellos.«

Kerry notierte sich das. »Wissen Sie, warum er die Delta Force verlassen hat?«

Luke schüttelte den Kopf. Er wusste es wirklich nicht. »Darüber hat er nie gesprochen.«

Michelle kam herein. »Sir, den Kunsttransport haben Hicks und Sinclair übernommen. Sie sind gerade zurückgekommen.«

»Danke. Die sollen sich sofort bei mir melden.« Luke wandte sich an die Cops. »Möchten Sie mit den beiden sprechen?«

»Das ist nicht nötig.« Kerry lächelte flüchtig.

Aber Luke spürte, dass der Mann ihm nicht traute. Und die Art, wie er ihn ansah, wirkte so, als wüsste er mehr, als er preisgab. Als wüsste er genau, dass Luke gelogen hatte. Das konnte aber nicht sein. »Ich nehme an, Sie werden Aidan schnappen?«, vergewisserte er sich.

»Davon gehe ich aus«, bestätigte Kerry. »Die ganze Gegend des Nationalparks, in der er sich vermutlich aufhält, ist abgesperrt. Hubschrauber und Hundestaffeln sind auch im Einsatz. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn es ihm gelingen sollte zu entkommen.«

In dem Punkt war Aidan sogar der Teufel persönlich. Aber falls er entkam, käme das Lukes Plänen sehr entgegen.

»Wir melden uns, wenn wir noch Fragen haben, Mr. Haskell.«

»Tun Sie das. Ich würde es auch begrüßen, wenn Sie mir Bescheid gäben, sobald Sie Aidan eingefangen haben.«

Kerry nickte. »Das lässt sich einrichten. Guten Abend, Mr.

Haskell.«

Luke beauftragte Michelle, die beiden Cops hinauszu-
bringen. Er wartete, bis er sie vom Fenster seines Büros aus
wegfahren gesehen hatte. Dann wies er sie an, über GPS
herauszufinden, wo Johnsons Wagen sich befand. Als er
die Information hatte, trommelte er seine Leute zusammen.

»Aidan hat Johnson und seine Leute umgebracht«, teilte
er ihnen mit. »Er ist irgendwo im Cuyahoga Valley auf der
Flucht.« Er projizierte eine Karte des Valleys auf den riesi-
gen Bildschirm an der Wand und deutete mit einem Licht-
pointer auf eine Stelle. »Laut GPS von Johnsons Wagen hat
Aidan ihn hier am Ende der Farnham Road stehen gelassen
und ist zu Fuß weiter. Die Cops haben mir gesagt, dass sie
ihn mit Hubschrauber und Hundestaffeln suchen. Aidan
wird damit rechnen, dass man Hunde hinter ihm her hetzt.
Er kennt sich schließlich aus. Er wird zum Cuyahoga River
gehen, um durch die Überquerung des Flusses seine Spur
zu verwischen. Zu diesem Zweck wird er die Columbia
Road entlanglaufen. Die führt bis fast an den Fluss. Zumin-
dest wird er parallel zu ihr durch den Wald laufen, falls die
Cops dort patrouillieren.«

Und Aidan war zäh. Immerhin beinhaltete die Ausbil-
dung bei der Delta Force Gewaltmärsche von vierzig Mei-
len mit schwerem Gepäck. Luke wusste, wie ausdauernd
sein Schwager laufen konnte. Er betrachtete die Karte. Ai-
dan würde garantiert versuchen, nach Cleveland zurückzu-
kommen. Wenn er sich vom Fluss aus in Richtung Stadt be-
wegte, musste er auf Sagamore Hills stoßen, eine Siedlung,
in der es laut Satellitenbild genug abgelegene Häuser gab,
bei denen er sich ein Auto besorgen konnte.

Er kreiste mit dem Pointer die Siedlung ein. »Wir begin-
nen hier mit der Suche. Wer ihn sieht, schießt ohne Vor-

warnung. Aidan hat ein ganzes Waffenarsenal von Johnson und seinen Leuten. Der fackelt nicht lange, wenn er sich in die Enge getrieben sieht. Abmarsch in zehn Minuten.«

Aidan war zunächst die Columbia Road entlang gelaufen, weil sie direkt zur Riverview Road führte, die parallel zum Fluss verlief. Immer, wenn er ein Auto kommen sah oder hörte, hatte er sich abseits der Straße im Gebüsch versteckt. Das hatte ihm das Fortkommen erschwert, denn es herrschte Feierabendverkehr. Obwohl die Columbia mitten durch den Nationalpark führte, lagen ihr entlang doch einige Anwesen. Und die Riverview führte nach Peninsula im Süden und Brecksville im Norden sowie zu Querstraßen über den Fluss nach Boston Heights und Sagamore Hills. Entsprechend war das Verkehrsaufkommen.

Außerdem begegneten ihm immer mehr Polizeiwagen, die offensichtlich die Gegend nach ihm absuchten. Viermal war bereits ein Hubschrauber über das Gebiet hinweggeflogen. Aidan wusste, dass die modernen Chopper Wärmebildkameras an Bord hatten, mit denen sie ihn überall aufspüren konnten. Allerdings gingen die Cops davon aus, dass er die Straße benutzte, um schneller vorwärtszukommen. Deshalb hatte er die Columbia schließlich verlassen und schlug sich nun querfeldein durch den Wald. Da er hier schwerer durchkam als auf der Straße, schmälerte das seinen Vorsprung vor seinen Verfolgern.

Außerdem brauchte er eine kurze Pause. Schließlich war dies kein gemütlicher Wandertrip, sondern Aidan rannte in feindlichem Gelände um sein Leben. Außerdem war es inzwischen dunkel und er musste oft die Taschenlampe zu

Hilfe nehmen. Zwar schien der Vollmond, aber dessen Licht reichte nicht immer aus, um Aidan erkennen zu lassen, wohin er lief. Gerade dort, wo die Bäume dichter standen, erreichte das Mondlicht den Boden nicht. Und das Letzte, was er sich leisten konnte, wäre ein gebrochenes Bein, wenn er stürzte.

Er ließ sich neben einem Baum auf dem Boden nieder, holte eine Wasserflasche aus dem gestohlenen Rucksack und trank in langen Zügen. Nicht zu viel, da er nicht wusste, wie lange seine Vorräte würden reichen müssen. Aber die kleine Verschnaufpause tat ihm gut. Er hörte in der Richtung, in der die Straße lag, ein Auto vorbeifahren. Er erkannte den Crown Vic der Polizei am Klang des Motors. Gleich darauf bellte ein Hund. Ein tiefes Bellen, das Aidan verriet, dass es sich um einen Bloodhound oder einen anderen Hund ähnlicher Größe handelte. Autos am Motor und Hunde an der Tonlage ihres Gebells zu erkennen, gehörte zur Ausbildung bei der Delta Force.

Das nächste Geräusch stammte von zuschlagenden Autotüren. Gleich darauf wieder Hundegebell – von mehr als einem Hund. Verdammte, die Cops hatten Mantrailer, und die hatten Aidan gewittert! Scheiße. Er stopfte die Wasserflasche in den Rucksack zurück, hängte ihn sich über die Schultern und schaltete die Taschenlampe ein. Er witterte in der Luft, aus welcher Richtung er den Fluss riechen konnte. Mist! Die Cops kamen genau aus der Richtung, in die er laufen musste.

Aidan rannte in die entgegengesetzte, so schnell er konnte. Das weglose Unterholz machte ihm das Fortkommen nicht gerade leicht. Seinen Verfolgern zum Glück auch nicht. Zwischendurch blieb er immer wieder stehen, sah sich um und lauschte. Ab und zu hörte er Bellen, das ihm

zeigte, dass man ihm immer noch auf den Fersen war. Klar, einen Mantrailer konnte er nicht abschütteln. Nicht ohne die Möglichkeit, sich in irgendeiner stark riechenden Chemikalie zu wälzen; oder in stinkendem Tierdung, der seinen Eigengeruch überdeckte. Ob das allerdings half, wagte er zu bezweifeln, denn Mantrailer besaßen unbestechliche Nasen. Die Chemikalie hätte seine Spur getilgt. Aber so etwas gab hier weit und breit nicht.

Er stieß auf einen schmalen Wildpfad und rannte auf ihm weiter, weil er hier leichter vorankam. Außerdem konnte er hier stellenweise die Taschenlampe ausschalten. Er erreichte eine Straße und duckte sich ins Unterholz, als ein Wagen vorbeifuhr. Als er nach rechts blickte, sah er die Straßensperre und die blinkenden Lichter der Polizeiwagen. Demnach musste die Straße dort in die Riverview Road münden.

Aidan sah sich um. Er hatte keine Ahnung, welche Straße diese war, aber er sah, dass der Wildpfad sich auf der anderen Seite fortsetzte. Allerdings ein Stück weiter links. Er schlich im Schutze des Unterholzes nach links, bis er sich gegenüber dem Pfad befand. Nur wenige Sprünge, und er wäre drüben. Da Problem war: Wenn in dem Moment einer der Cops, die an der Straßenkreuzung neben ihren Wagen standen, in seine Richtung blickte, wäre er geliefert, da der Mond die Straße in helles Licht tauchte. Dann bliebe ihm nur noch, sich den Weg freizuschießen.

Er hörte, dass ein Funkspruch hereinkam. In der Nachtluft trugen die Geräusche weiter als am Tag.

»Der Flüchtige läuft in Richtung Snowville Road. Wenn er die Richtung nicht wechselt, müsste er in eurer Nähe auf die Straße treffen.«

Scheiße! Aidan setzte alles auf eine Karte und sprintete

los. Er Lichtstrahl einer Lampe erfasste ihn.

»Stehenbleiben! Polizei!«

Aidan dachte nicht daran. Er rannte weiter. Hinter sich hörte er, wie Motoren gestartet wurden, gleich darauf stoppten. Klappende Autotüren. Einen Warnschuss, den aber wohl jemand in die Luft gefeuert hatte. Der Pfad machte eine Biegung nach links, tiefer in den Wald hinein und weg vom Fluss. Egal, denn den Fluss konnte er jetzt sowieso nicht erreichen.

Zweige peitschten ihm schmerzhaft ins Gesicht. Das Hundegebell kam näher. Ziemlich schnell. Das zeigte ihm, dass die Cops die Biester von der Leine gelassen hatten. *Die* – denn er hörte mehr als nur einen Hund. Der Pfad machte eine scharfe Biegung nach rechts, die Aidan beinahe verpasst hätte, und er wäre fast gegen einen Baum geprallt. Er hetzte weiter. Traf auf eine Schneise. Nach links führte sie in die Richtung, aus der er gekommen war. Nach rechts ...

Von rechts kam ein Geländewagen, dessen Motorengeräusch ihm nur allzu vertraut war: einer von Lukes Wagen. Wie kam der hierher? – Ja klar: Luke hörte den Polizeifunk ab. Und er kannte Aidan gut genug, um seine Schritte vorauszuahnen. Zu gut, wie sich gerade zeigte. Verdammst!

Die Scheinwerfer des Geländewagens erfassten ihn. Der Wagen stoppte. Obwohl Aidan es nicht sah, wusste er doch, dass die Insassen ihre Waffen zogen. Er sprintete los. Schüsse fielen. Er fühlte, wie die Kugeln haarscharf an ihm vorbeiflogen. Hörte Flüche. Der Wagen fuhr weiter und raste auf ihn zu. Aidan verdoppelte seine Anstrengung und erreichte die schützenden Bäume neben dem Wildpfad. Rannte weiter. Seine Lungen brannten ebenso wie seine Muskeln und seine Beine fühlten sich an wie Eisenklötze. Er war seit Stunden unterwegs. Obwohl er ein geübter Ma-

rathonläufer war, forderte das unwegsame Waldgelände seinen Tribut. Außerdem lief er nicht im energiesparenden Wolfstrab, sondern rannte um sein Leben, was zusätzlich Kraft kostete.

Er blieb stehen, als er einen Busch erreichte, der ihm genug Deckung gab, um seine Verfolger zu stellen, ohne dass sie ihn zu früh bemerkten. Er zog die Glock aus dem Hosensack, entsicherte sie und brachte seinen Atem wieder unter Kontrolle. Lichtfinger von Taschenlampen blitzten durch das Geäst in einiger Entfernung auf. Aidan zählte fünf.

Als er aus der anderen Richtung, in die er gelaufen war, näherkommendes Hundegebell hörte, unterdrückte er einen Fluch. Er konnte nicht gegen zwei Gruppen gleichzeitig antreten und gewinnen. Die Glock besaß zwar mit 15 Schuss genug Munition für entsprechend viele Gegner, und Aidan war ein Crackshot, der sein Ziel selbst bei diffusen Lichtverhältnissen nie verfehlte. Das Problem war, dass seine Gegner zurückschossen und nicht darauf warteten, dass er sie abknallte.

Er musste Luke erwischen. Leider konnte er nicht erkennen, ob einer der Männer aus dem Geländewagen Luke war oder nicht. Er steckte die Waffe wieder ein und schlug sich ins Gebüsch, das zum Glück nach nur wenigen Schritten in unterholzfremden Wald überging. Nach einem Blick zurück entschied er, dass er gefahrlos die Taschenlampe benutzen konnte. Wenigstens zwischendurch einmal einen Lichtblitz riskieren, um zu sehen, wohin er lief.

Der Geruch von Wasser stieg ihm aus der Richtung in die Nase, in die er lief. Aber lag der Cuyahoga River nicht in der entgegengesetzten Richtung? Aidan musste zugeben, dass er die Orientierung verloren hatte. Er brauchte einen

Ort, an dem er wenigstens für eine halbe Stunde vor seinen Verfolgern sicher war und der hoch genug lag, idealerweise mit guter Deckung, dass er ihn verteidigen konnte. Er hatte bei seiner ersten kurzen Pause die Patronen gezählt, die er in den mitgenommenen Waffen zur Verfügung hatte, und war auf 98 Schuss gekommen. Das reichte, um alle seine Verfolger zu erledigen. Er musste nur die Möglichkeit dafür schaffen.

Vor allem musste er die Hunde loswerden.

Als er das Ufer des Gewässers erreichte, erkannte er, dass es nur einer der unzähligen Bäche und namenlosen Flüsschen war, die den Cuyahoga speisten. Er war nicht tief oder breit genug, um den Mantrailern zu entkommen.

Aidan watete hindurch und empfand das kühle Nass an seinen Füßen als wohltuend und die Kälte des Wassers als belebend. Er rannte weiter. Als er einen kleinen Hügel erreichte, blieb er stehen. Die Natur hatte diesen Platz wohl für einen Moment wie diesen geschaffen, denn er war ideal. Im Laufe der Zeit hatte sich der Hügel durch Wind und Wetter zwischen dicht stehenden Bäumen aufgetürmt, die ihn wie ein Zaun umringten. Dazwischen wuchsen Büsche, die dem Hügelkamm zusätzliche Deckung gaben. Und nur eine schmale Lücke zwischen zwei dichten Büschen führte auf den Kamm hinauf, wie es aussah, der nach Aidans Schätzung höchstens zwanzig Yards durchmaß. Perfekt!

Als er einen Schritt darauf zu machte, hörte er hinter sich ein tiefes Knurren und fuhr herum. Vor ihm standen – Wölfe. Vier wahrhaft riesige Tiere. Seit wann gab es im Nationalpark Wölfe? Aber hier waren sie, und die drohend gefletschten Zähne, begleitet von nicht minder drohendem Knurren sagten ihm, dass er in ihr Territorium geraten war. Er bewegte seine Hand langsam zum Rücken, um die

Glock aus dem Hosenbund zu ziehen. Wenn es ihm gelang, sie in Anschlag zu bringen, bevor eines der Biester ihn angriff, hätte er sie erledigt, bevor sie begriffen, wie ihnen geschah. Doch man würde die Schüsse hören.

Egal. Sobald er die Wölfe erledigt hatte, konnte er sich auf dem Hügel postieren und in Ruhe abwarten, bis seine Verfolger heran waren, um sie abzuschießen. Auch sie würden wie die Wölfe nicht begreifen, wie ihnen geschah.

Die Tiere starrten ihn aus gelblich glühenden Augen an und knurrten unablässig. Als einer von ihnen blaffte, als würde er ein Kommando geben, setzte Aidan alles auf eine Karte und riss die Pistole heraus.

3.

Vin hatte sich auf die Jagd gefreut und fühlte sich enttäuscht, weil sich das Wild nicht blicken ließ. Kein Wunder, denn irgendetwas ging vor sich im und um den Nationalpark. Selbst tief im Wald war die Zivilisation auch an den breitesten Stellen nur zwei oder drei Meilen entfernt, weil ein Netz von Straßen ihn durchzog. Die wiederum waren in unregelmäßigen Abständen von Häusern gesäumt. Egal wo sich das Rudel befand, solange es noch nicht tiefe Nacht war und die Menschen schlafend in ihren Betten lagen, bekamen sie die Geräusche und die Betriebsamkeit der Zivilisation durch unzählige Laute und Gerüche mit.

Aber heute gab es mehr Betrieb als sonst. Vor allem eine Menge Polizeipräsenz. Offenbar suchten sie etwas. Vielmehr jemanden. Vin konnte sich eines unguuten Gefühls nicht erwehren. Zwar glaubte er nicht, dass das Rudel in Gefahr geraten würde. Denn falls sich seine Vermutung bewahrheitete und die Kollegen einen flüchtigen Verbrecher jagten, würde der sich in der Nähe der Straßen halten und

nicht quer durch den Wald laufen. Da er aber auch Hunde hörte, war nicht ausgeschlossen, dass sie das Rudel witterten und es dadurch Probleme gäbe.

Das Rudel hatte den Cuyahoga überquert und die Spur einer kleinen Rotwildherde verfolgt, in der Hoffnung, eins der Tiere zu erwischen. Doch immer wieder hatten sie die Richtung wechseln müssen, wenn die Hundestaffeln ihnen zu nahe gekommen waren, um zu vermeiden, gewittert zu werden.

Wir sollten nach Hause zurückkehren, schlug Nick schließlich vor. Ich glaube, sie haben die Straßen abgesperrt. Das heißt, sie werden die ganze Nacht hier sein.

Er hatte recht. Vin hatte ebenfalls die typischen Motorengeräusche der Polizeiwagen die Riverview Road auf und ab fahren gehört und nahm sie auch auf den Seitenstraßen wahr, die zu den Townships führten. Bevor er jedoch etwas sagen konnte, fielen Schüsse, und zwar keine halbe Meile von ihnen entfernt. Hunde bellten aufgeregt und verkündeten, dass sie den Mann, den sie verfolgten, in kurzer Zeit gestellt haben würden. Und sie kamen von zwei Seiten.

Zum Ruheplatz!, befahl er und lief voran.

Dieser Platz, eine kleine Erderhebung, die sich zwischen auf engem Raum ringförmig wachsenden Bäumen gebildet hatte, war von Büschen umgeben und schützte sie gegen Sicht. Da der Wind günstig stand, würden die Hunde sie dort nicht wittern. Das Rudel hatte den Platz durch Zufall entdeckt und zog sich oft nach der Jagd dorthin zurück, um einfach ruhig beieinanderzuliegen und sich wohlfühlen. Dort würden sie einigermaßen sicher sein und den Heimweg antreten, sobald die Hunde weg waren.

Vin hoffte, dass sie den Mann, den sie verfolgten, wirklich bald gestellt hatten. Dann würde Ruhe in den Wald einkeh-

ren und aus der Jagd vielleicht doch noch etwas werden.

Sie erreichten den Platz und ließen sich dort nieder. Sheila legte sich neben Vin und schmiegte sich an ihn. Wie immer ein erregendes Gefühl, dem er aber nicht nachgeben konnte, denn das Hundegebell kam näher. Deshalb begnügte er sich damit, ihr liebevoll die Schnauze zu lecken. Nick stand wachsam am schmalen Durchgang zwischen den Büschen und starrte hinaus.

Verdammt, wen immer die verfolgen, er kommt genau auf uns zu, stellte er fest und knurrte leise. Und seine Verfolger sind ihm von zwei Seiten auf den Fersen. Er wandte sich zu Vin um. *Ich empfehle, ihn abzufangen und in eine andere Richtung zu treiben.*

Vin seufzte und erhob sich. *Nick, Patrick, Chris – mitkommen. Sheila, schütze die anderen.* Damit kam er ihrem Protest zuvor, dass sie ihn begleiten wollte.

Passt auf euch auf, gab sie ihnen auf den Weg und nahm Nicks Platz ein, als er mit einem Satz durchs Gebüsch sprang. Vin und die beiden anderen folgten ihm.

Der Flüchtende war schon recht nahe. Vin gab seinen Begleitern ein Zeichen sich aufzuteilen, um ihn in die Zange zu nehmen. Sie hatten sich kaum im Schatten postiert, als der Mann schon heran war, eine Taschenlampe in der Hand, die er immer wieder zwischendurch aufblitzen ließ, um sich zu orientieren. Er entdeckte den Ruheplatz und blieb schwer atmend stehen.

Das Mondlicht fiel zwischen den Bäumen hindurch auf sein Gesicht. Vin unterdrückte ein wütendes Knurren, als er Aidan Redfern erkannte. Offenbar war es dem gelungen, auf dem Transport nach Pittsburgh zu fliehen. Kein Wunder, dass die Polizei der gesamten Gegend hinter ihm her war.

Er hat Waffen, knurrte Nick so leise, dass Redfern es nicht hören konnte. *Und er macht mir den Eindruck eines gefährlichen Mannes.*

Geübter Soldat, erklärte Vin. *Ihm droht wegen mehrfachen Mordes ein Prozess.*

Redfern machte einen Schritt auf den Ruheplatz zu. Offenbar hatte er dessen strategisch günstige Position erkannt und wollte sich dort verstecken oder sogar seine Verfolger stellen.

Vin verließ die Deckung und knurrte. Die anderen stellten sich neben ihn. Redfern fuhr herum. Seine Augen weiteten sich für einen Moment, als er erkannte, dass er Wölfe vor sich hatte. Dann schob er seine Hand langsam hinter seinen Rücken.

Er will seine Waffe ziehen, stellte Nick fest, der die Geste genauso interpretierte wie Vin, denn der Geruch der Waffen, die Redfern im hinteren Hosenbund und in der Jackentasche ebenso stecken hatte wie in seinem Rucksack, stach ihm ebenfalls in die Nase. *Wir müssen ihn entwaffnen.* Er blickte Vin an und wartete auf dessen Entscheidung.

Vin teilte Nicks Einschätzung. *Passt auf, dass ihr ihn nicht beißt!,* warnte er eindringlich. *Schon ein winziger Kratzer, durch den sein Blut mit eurem Speichel in Berührung kommt, genügt, um ihn zu infizieren. Und dann haben wir die Wächter auch noch auf dem Hals.*

Er sprach aus leidvoller Erfahrung, denn genau das war ihm selbst damals passiert. Er hatte den wirklich winzigen Kratzer nicht einmal bemerkt und geglaubt, der Biss der Werwölfin hätte ihm nur den Jackenärmel zerfetzt. Aber durch diesen kaum wahrnehmbaren Riss in der Haut war ihr Speichel in seine Blutbahn geraten und hatte ihn verwandelt.

Überlass ihn mir, bat Nick knurrend.

Vin blaffte zustimmend. Im selben Moment riss Redfern die Waffe heraus. Ihre Mündung zeigte auf Vin. Er warf sich zur Seite. Redferns Arm folgte der Bewegung. Nick sprang im selben Moment auf den Mann und warf ihn zu Boden, ehe er einen Schuss abgeben konnte, und nagelte ihn nicht nur mit seinem Gewicht am Boden fest. Er presste eine Pfote auf Redferns Waffenhand und hielt sie niedergedrückt. Der Mann versuchte sie und seinen Körper zu befreien, schaffte es aber nicht. Nick brachte seine Schnauze dicht an sein Gesicht, fletschte die Zähne und knurrte so drohend, wie Vin es noch nie von ihm gehört hatte. Redfern gab seine Gegenwehr auf und lag schwer atmend still.

Die Verfolger kommen näher, stellte Chris fest.

Schaffen wir ihn erst mal außer Sicht, entschied Vin.

Er lief zu Redfern, packte die Pistole, die der immer noch nicht losgelassen hatte, mit den Zähnen und riss sie ihm aus der Hand. Spätestens jetzt musste es dem Mann dämmern, dass er es nicht mit gewöhnlichen Wölfen zu tun hatte, sondern mit welchen, die erheblich intelligenter waren als der Rest ihrer Spezies. Leider war das der erste Schritt dazu, ihn die Wahrheit ahnen zu lassen. Selbst Menschen, die nicht an die reale Existenz von Werwölfen oder Vampiren glaubten, kamen angesichts solcher Dinge am Ende zu dem Schluss, dass die Legenden doch der Wahrheit entsprachen. Und dann ...

Aber daran mochte Vin nicht denken. Er packte Redfern am Kragen seiner Jacke und zerrte ihn zum Ruheplatz. Nick packte dessen Jacke an der einen Schulter, Patrick nahm die andere. Gemeinsam hatten sie ihn in wenigen Sekunden auf dem Ruheplatz in vorläufige Sicherheit gebracht, obwohl der Mann versuchte, sich loszureißen. Chris

schnappte die Pistole, ehe er sich auf den Schleifspuren wälzte und sie dadurch verwischte, bevor er ihnen folgte.

Sehr gut, Chris, lobte Vin.

Chris grinste stolz. Redfern, der sich von Wölfen mit funkelnden gelben Augen umzingelt sah und keine Möglichkeit erkannte, den Ruheplatz zu verlassen, robbte ein Stück zurück, bis er sich mit dem Rücken an einen Baumstamm lehnen konnte. Langsam nahm er seinen Rucksack ab und nestelte an dem Verschluss, ohne die Wölfe aus den Augen zu lassen.

Nick knurrte, schnappte den Rucksack und schleuderte ihn zur Seite. *Er hat noch eine Waffe in der Jackentasche.*

Fiona, die Betawölfin, sprang hinzu, riss die Tasche mit den Zähnen auf, zog die Waffe heraus und warf sie mit einer Kopfbewegung dorthin, wo auch die andere lag, weit genug außerhalb Redferns Reichweite, dass er sie nicht erreichen konnte. Ein weiterer Beweis, dass das Rudel nicht aus gewöhnlichen Wölfen bestand. Dem Ausdruck auf Redferns Gesicht nach zu urteilen, dämmerte ihm bereits die Wahrheit.

Vin blickte Nick an. *Was tun wir mit ihm?*

Nick grollte. *Noch vor zwölf Jahren hätte ich dir geraten, ihn zu töten. Das wäre in jedem Fall sicherer für uns.* Er schnaufte. *Aber Töten ist keine Option mehr. Und zwar nicht nur, weil das unter Umständen wieder die Jäger auf unsere Spur bringen könnte oder uns den Tod bringt, wenn die Wächter davon Wind bekämen. Und das würden sie.* Er zog die Lefzen hoch und knurrte Redfern böse an.

Der spannte alle Muskeln an, bereit, sich zu wehren, sollte Nick ihn angreifen.

Die Verfolger sind nicht mehr weit weg, sagte Sheila, die immer noch den Eingang bewachte. Wir sollten uns verdammt

schnell entscheiden.

Ich sehe nur eine Möglichkeit, sagte Nick. Wir müssen ihn im Haus in Sicherheit bringen.

Bist du verrückt?, fuhr Patrick auf. Damit geben wir unser Geheimnis preis. Außerdem ist der Kerl ein Killer.

Nick war über ihm, ehe Patrick ausweichen konnte, packte ihn im Genick und schüttelte ihn durch wie einen Welpen, ehe er ihn mit einem heftigen Ruck zur Seite schleuderte. *Misch dich nicht noch mal in ein Gespräch zwischen mir und dem Rudelführer ein, warnte er. Vin ist Alpha. Er entscheidet. Und er hat dich nicht nach deiner Meinung gefragt. Ich ebenfalls nicht.* Er starrte Patrick in die Augen und knurrte tief in der Kehle.

Patrick hielt dem Blick nicht lange stand. Er senkte den Kopf. *Schon gut, Arschloch.*

Nick wandte sich wieder an Vin. *Wir passen gut auf ihn auf. Und wenn alle Stricke reißen, muss Sam ihn zum Schweigen bringen. Außerdem sollten wir unseren Wächter informieren.*

Vin zögerte. Die Sache gefiel ihm ganz und gar nicht. Aber er sah keine andere Möglichkeit. Mit den Bloodhounds und den Polizeistaffeln im Genick und dem Hubschrauber in der Luft wäre es nur noch eine Frage der Zeit, bis man sie so eingekesselt hatte, dass es keinen Ausweg mehr gab. Aber der direkte Rückweg zum Haus war schon versperrt, denn von dort kamen die Verfolger.

Ich nehme Chris mit und lenke die Meute ab, bot Nick an. Dann folgen sie uns und der Weg zum Haus ist für euch frei. Er bleckte die Zähne zu einem wölfischen Grinsen. *Glaub mir, ich habe drei Jahrhunderte an Erfahrung darin, menschliche Verfolger und ihre Hunde an der Nase herumzuführen. Buchstäblich.*

Vin glaubte ihm. *Gut, machen wir es so. Chris, geh mit ihm.*

Wieso Chris?, protestierte Patrick. Er ist schließlich nur

Omega.

Eben deshalb, knurrte Nick zurück. Ich brauche einen Bruder, der mir vertraut und mir aufs Wort gehorcht, keinen idiotischen Draufgänger, der sich aufspielen muss, um sich selbst und aller Welt zu beweisen, wie dämlich er ist. Und außerdem: Dein Rufführer hat entschieden. Du hast seine Entscheidungen nicht infrage zu stellen. Sonst bekommst du es nicht nur mit ihm, sondern auch mit mir zu tun.

Ein klarer Hinweis, dass es Vins Pflicht gewesen wäre, Patricks Protest nachdrücklich in die Schranken zu weisen. Aber Vin hatte den jungen Mann inzwischen recht gut kennengelernt. Manchmal brauchte der tatsächlich einen kräftigen Dämpfer und Disziplinierung. Aber wenn Vin bei ihm ein so strenges Regiment geführt hätte, wie Nick es vorschlug, hätte Patrick bei jeder sich bietenden Gelegenheit rebellierte. Noch mehr als er das ohnehin schon tat. Seit er den Platz des Betawolfs an Nick verloren hatte, suchte er sowieso ständig die Konfrontation, nicht nur mit Nick.

Nick blickte Vin an. Sobald ich und Chris sie weggelockt haben, treibt ihr den Typen zum Haus und versteckt ihn. Um die Schadensbegrenzung müssen wir uns später kümmern.

Ohne Vorwarnung sprang er Redfern an, schnappte den Kragen von dessen Jacke und riss heftig daran. Der Mann wurde nach vorn gerissen, machte aber instinktiv eine Drehung seitwärts, wodurch es Nick gelang, ihm die Jacke von den Schultern zu zerren. Redfern zog automatisch die Arme aus den Ärmeln, sodass Nick ihm die Jacke praktisch auszog.

Mann, stinkt der Kerl, beschwerte er sich.

Zu Recht, denn der Mann war schweißgebadet.

Mitkommen, Chris! Und nimm den Rucksack mit.

Nick wartete nicht ab, ob Chris ihm folgte, er rannte los,

wobei er die Jacke über den Boden schleifte und so eine deutliche Spur für die Hunde legte. Vin fühlte sich nicht wohl bei dem Gedanken, wie nahe die beiden den Menschen kommen würden, um sie erfolgreich wegzulocken. Sie konnten nur allzu leicht entdeckt und verletzt werden. Zwar würden sie nicht an herkömmlichen Kugeln sterben, aber ihr Geheimnis würde offenbart werden, wenn die Wolfsleichen sich in Männer verwandelten, sobald der Mond unterging. Und wenn dann noch ein Mensch in der Nähe war und das sah – oder wenn einer der Verfolger sich ein Wolfsfell mitnehmen wollte, um es zu Hause an die Wand zu hängen ... Und das alles wegen eines Menschen, der allen Beweisen nach ein Mörder war.

Vin blickte Redfern an und begriff schlagartig, warum Nick früher Menschen getötet hatte, in denen er eine Gefahr für sein Rudel sah. Jetzt trug Vin diese Verantwortung und hätte das Problem am liebsten auf die radikale Tour gelöst. Immer wieder waren es Menschen, die sein Rudel in Gefahr brachten, es verfolgten und zu töten versuchten. Da wäre es nicht schwer, Menschen zu hassen. Aber er war bis vor gut einem Jahr selbst noch ein Mensch gewesen. Wie könnte er die Rasse verurteilen, zu der er bis dahin sein ganzes Leben lang gehört hatte?

Er merkte, dass Sheila ihn ansah. Oh Gott, wenn ihr etwas zustieße – wegen Redfern –, das wäre mehr, als er ertragen könnte. Wenn den anderen etwas zustieße ...

Redfern schob einen Fuß zur Seite und spannte sich an. Offenbar wollte er eine Flucht versuchen. Vin knurrte ihn an, die Nackenhaare aufgerichtet, die Fänge entblößt. *Denk nicht mal dran, Mensch! Mach uns noch mehr Scherereien, und wir schleifen dich den Weg zum Haus.*

Natürlich verstand ihn der Mann nicht. Aber die entblöß-

ten Zähne und das wütende Knurren verstand er sehr wohl. Vin setzte sich und ließ ihn nicht aus den Augen. Redfern wusste wohl, dass man Wölfen nicht in die Augen sehen sollte, wenn man einen Angriff vermeiden wollte, denn er senkte den Blick.

Vin lauschte. Die Geräusche der Verfolger wechselten die Richtung und entfernten sich auf den Buckeye Trail zu, den Wildpfad, der durch das halbe Valley lief. Dafür wurde das Rotorengeräusch eines Hubschraubers immer lauter. Vin blickte nach oben. Das tat auch Redfern. Der Hubschrauber flog direkt in ihre Richtung. Ein Polizeihubschrauber. Der mit Wärmebildkameras bestückt war. *Verdammt!*

Vin sprang Redfern an und riss ihn zu Boden. Redfern schrie erschrocken auf. Vin knurrte und umschloss mit den Fängen Redferns Kehle. Der Mann versteifte sich. *Legt euch auf ihn, stellt euch über ihn!*, wies er die anderen an. *Die Wärmebildkameras des Hubschraubers dürfen nur Tierkörper erfassen, sonst sind wir geliefert.*

Sie gehorchten und drängten sich dicht an dicht über den Menschen. Vier von ihnen genügten, um ihn vollständig zu überdecken. Die anderen drei legten sich neben ihn auf den Boden und ließen sich auf die Seite fallen, sodass die Hubschrauberbesatzung deutlich hundeähnliche Körper erkennen musste. Eine weitere Gefahr, denn wenn sie zu dem Schluss kamen, dass im Nationalpark verwilderte Hunde ihr Unwesen trieben, würden sie die Park Ranger alarmieren. Sollten sie glauben, dass sie Wölfe gesehen hatten, wäre das auch nicht besser, denn auch dann würde man nach ihnen suchen. *Verdammt!*

Aber immer noch besser, als wenn Redfern entdeckt würde und die Hubschrauberbesatzung seinen Standort an die Kollegen am Boden durchgab. Denn dann kämen sie wohl

nicht unentdeckt nach Hause. Und höchstwahrscheinlich auch nicht unverletzt. Und das alles wegen dieses Killers. Der obendrein auch noch ihr Geheimnis erfahren würde.

Der Hubschrauber entfernte sich. Vin gab Redferns Kehle frei und stieß ihn mit der Schnauze an. Der Mann blieb liegen. Vin roch, dass er Angst hatte. Er machte ein paar Schritte rückwärts. Redfern traute sich offenbar nicht, sich zu rühren. Vin seufzte, stieß ihn noch einmal an, sanfter diesmal, und machte eine Kopfbewegung in die Richtung, in die sie gehen mussten. Redfern begriff nicht oder traute dem Ganzen nicht. Vin verlor die Geduld. Er knurrte den Mann wütend an. Redfern kam auf die Beine und drückte sich wieder mit dem Rücken gegen den Baum.

Vin zwickte ihn seitlich in den Oberschenkel und Redfern machte einen Satz in die andere Richtung, um ihm auszuweichen.

Gehen wir, wies er das Rudel an.

Sheila lief voran, blieb stehen, sah Redfern an und ging weiter.

Na los, dumme Kerl!, knurrte Vin und stieß ihn kräftig mit dem Kopf in den Hintern.

Redfern kapierte endlich und ging in dieselbe Richtung wie Sheila. Kim und Mandy sicherten die Flanken, Ally und Patrick bildeten die Nachhut und Vin und Fiona blieben dicht hinter Redfern, um ihm ab und zu auf die Sprünge zu helfen.

Der Mann kannte sich im Wald aus, wie Vin schnell merkte, denn er bewegte sich wie ein geübter Jäger. Ein weiterer Punkt, der dafür sprach, dass er die ihm zur Last gelegten Verbrechen begangen hatte. Außerdem hätte er sich wohl kaum in den Wald geflüchtet, wenn er sich hier nicht sicher fühlen würde.

Sie erreichten den Bach und folgten seinem Verlauf. Redfern unternahm keinen Fluchtversuch. Er konnte sich schließlich ausrechnen, dass er einem Wolfsrudel nicht entkommen konnte. Vier Pfoten rannten in jedem Fall schneller als selbst die schnellsten zwei Beine. Außerdem hatte er wohl begriffen, dass diese Wölfe intelligent genug waren, nicht nur seine Flucht zu vereiteln, sondern ihn auch sicher durch die Straßensperren zu lotsen.

Sheila führte das Rudel zu der Brücke, über die die River-view Road den Bach überquerte. Zum Glück waren hier weit und breit keine Polizeiwagen. Die konzentrierten sich darauf, die Einmündungen der Querstraßen abzusperren und dort zu patrouillieren, und der Hubschrauber suchte die Gegend weiter im Westen ab. Wahrscheinlich vermutete man Redfern mehr in Richtung Parkview Drive. Dort gab es entlang der Straße etliche Häuser, bei denen er versucht haben könnte, sich ein Auto zu besorgen. Nicht weit hinter der Brücke lag das Ufer des Cuyahoga Rivers. Die Suchmannschaften hatten sich weiter nach Nordwesten verzogen.

Sheila sprang ohne zu zögern ins Wasser. Kim und Mandy folgten ihr. Redfern zögerte nur kurz, nachdem er einen Blick zurück auf Vin geworfen hatte. Der entblößte nur seine Zähne. Das genügte als Ermutigung. Der Mann ging in den Fluss und zuckte zusammen, denn das Wasser war um diese Jahreszeit eiskalt. Zum Glück war der Fluss an dieser Stelle nur etwa fünfzig Yards breit, sodass es nicht lange dauerte, bis sie am anderen Ufer angekommen waren. Von hier aus war es nur noch eine knappe halbe Meile bis zum Haus.

Redfern war jedoch mit seiner Kraft fast an seinem Limit angelangt, wie Vin an den immer häufiger stolpernden

Schritten, dem zunehmend keuchenden Atem und daran erkannte, dass der Mann immer langsamer wurde. Er hatte zwar keine Ahnung, wann genau Redfern die Flucht gelungen war, aber er musste seit Stunden auf kräftezehrende Weise unterwegs sein. Gut. Je erschöpfter er war, desto weniger Ärger würde er hoffentlich machen.

Sie erreichten zwanzig Minuten später den Waldrand und stoppten ein gutes Stück vom Haus entfernt unter dem Schutz der Bäume. Redfern stützte die Hände auf den Oberschenkeln ab und atmete heftig. Sheila lief voraus und prüfte, ob die Rückkehr sicher war. Dann rief sie das Rudel mit einem leisen Heulen heim.

Vin hörte, wie sie durch die Wolfsklappe ins Haus schlüpfte. In dem dahinterliegenden fensterlosen Raum war sie dem Mondlicht nicht mehr ausgesetzt und konnte wieder ihre menschliche Gestalt annehmen. Und die Jalousien aller Fenster im Haus waren in den Vollmondnächten geschlossen. Er ließ ihr genug Zeit für die Verwandlung, damit sie ihnen die Tür öffnen konnte, ehe er Redfern zum Haus trieb. Sheila hatte sich einen Bademantel angezogen und erwartete sie in der Tür. Das Dach über der Veranda verhinderte, dass das Mondlicht auf sie fiel und sie erneut verwandelte.

Redfern blieb bei ihrem Anblick überrascht stehen und starrte sie an. Vin hatte zwar keine Ahnung, was er dachte, aber der Kerl hatte seine Gefährtin nicht anzustarren, verdammt! Er knurrte drohend.

»Kommen Sie«, sagte Sheila zu Redfern.

Der ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sprang die Verandastufen hinauf und warf einen Blick zurück auf das Rudel, das unten wartete. »Sind das Ihre – Wölfe?«

Sheila gab die Tür frei. »Kommen Sie herein«, forderte sie

ihn erneut auf.

Redfern gehorchte. Sie schloss die Tür. Falls Redfern ihr gegenüber gewalttätig werden sollte, würde er sein blaues Wunder erleben. Vin und die anderen liefen zur Rückfront des Hauses und schlüpfen durch die Wolfsklappe in den Verwandlungsraum. Da hier nur Bademäntel lagen, weil sie normalerweise nach ihrer Rückkehr aus dem Wald erst einmal duschten, mussten sie mit dem Umziehen warten. Als sie das Wohnzimmer betraten, hatte Sheila Redfern schon das Gästebad gezeigt. Das Wasser lief bereits darin und sie stand vor der Tür Wache.

»Patrick, geh nach draußen und pass auf, dass unser Gast nicht durch das Fenster abhaut. Ihr anderen könnt unter die Dusche, wenn ihr wollt. Kannst du noch eine Weile die Stellung halten, Sheila, bis ich mich umgezogen habe?«

»Natürlich, Vin.«

Er ging in sein Badezimmer und duschte nur kurz. Als er sich danach angekleidet hatte und ins Wohnzimmer trat, stand Sheila immer noch wachsam auf dem Flur vor dem Gästebad. Er löste sie mit einem Kopfnicken ab. Redfern stellte die Dusche ab. Fünf Minuten später kam er mit einem Handtuch um die Hüften heraus und blieb abrupt stehen, als er Vin statt Sheila sah. Vin reichte ihm einen Trainingsanzug.

»Der müsste Ihnen passen, Mr. Redfern.«

»Woher wissen Sie, wer ich bin?« Redfern nahm den Anzug entgegen. Sein Gesichtsausdruck war misstrauisch.

»Weil Sie auf einem Steckbrief verewigt sind, der bei der Homicide Division aushing, bevor man Sie gefasst hat. Ich bin Sergeant Vin Bennett vom Cleveland PD. Dies ist mein Haus.«

Redfern schlug ohne Vorwarnung zu. Selbst wenn Vin

nicht mit dieser Reaktion gerechnet hätte, hätte der Mann ihm nichts anhaben können, denn Vin reagierte schneller als jeder Mensch. Er hatte Redferns Arm gepackt, ihn umgedreht und den Mann in den Polizeigriff genommen, ehe er eine zweite Bewegung machen konnte, und stieß ihn grob gegen die Wand.

»Versuchen Sie nicht noch mal so eine Scheiße, Redfern. Gegen mich kommen Sie nicht an.«

Der Mann schluckte. »Das habe ich kapiert.« Er sprach ruhig.

Aber Vin roch seine Angst. So wie er Redfern einschätzte, hatte der garantiert vor keinem Mann Angst. Aber Vins unmenschliche Kraft hatte ihm längst verraten, dass er es nicht mit einem normalen Mann zu tun hatte.

Von draußen erklang Patricks geknurrte Frage: *Kann ich wieder reinkommen?*

»Ja«, sagte Vin laut, denn das hätte auch eine Antwort auf Redferns Äußerung sein können. Er ließ den Mann los.

Der drehte sich langsam um. Seine Augen weiteten sich, als er in Vins blickte. Wahrscheinlich glühten die wieder. Er schloss sie und begann zu rechnen. *12 mal 12 ist 144, 13 mal 13 ist 169, 14 mal 14 ist 196 ...* Als er sie wieder öffnete, mussten sie wohl wieder ihre normale braune Farbe haben, denn der alarmierte Ausdruck in Redferns Augen verschwand.

»Ich nehme an, Sie haben schon Ihre Leute informiert, dass ich hier bin«, sagte der.

»Nein. Bei der Stimmung, die gegen Sie herrscht, würde irgendeiner Sie *aus Versehen* erschießen. Deshalb sind Sie im Moment hier am sichersten, bis sich die Meute wieder beruhigt hat. Aber nur als Warnung: Sie sollten besser nicht noch einmal versuchen zu fliehen. Denn mir werden Sie

nicht entkommen.«

»Das habe ich kapiert«, sagte Redfern zum zweiten Mal. Er blickte Vin nachdenklich an. »Sie sind wirklich ein Cop?«

»So wahr ich hier stehe. Warum?«

»Sie scheinen mir ein vernünftiger – Mann zu sein. Würden Sie mir zuhören, wenn ich Ihnen was erzähle?«

Vin nickte. »Ziehen Sie sich erst mal an. Ihre Geschichte können Sie mir danach erzählen.«

Redfern sammelte den Trainingsanzug vom Boden auf und verschwand wieder im Bad. Das Telefon klingelte. Vin ging in sein Arbeitszimmer. Im Display wurde Ronans Nummer angezeigt.

»Was gibt es, Ronan?« Er konnte es sich denken. Ronan wusste schließlich, dass Vin und das Rudel normalerweise um diese Zeit im Wald waren.

»Du bist zu Hause.« Ronan klang erleichtert. »Das ist gut. Im Nationalpark ist die Hölle los. Aber da du im Haus bist, habt ihr das sicherlich schon bemerkt.«

»Deshalb haben wir die Jagd abgebrochen. Es wimmelt überall von Cops, Hundestaffeln und Suchhubschraubern.«

»Aidan Redfern ist ausgebrochen. Allerdings sind die Umstände seines Ausbruchs offiziell zweifelhaft. Vier Männer der Security-Firma seines Schwagers haben den Transporter mitten auf dem Highway gestoppt und laut Aussagen der Cops, die Redfern begleitet haben, den Mann entweder zu entführen oder zu töten versucht. Redfern hat alle vier erschossen. Die Cops hat er allerdings am Leben gelassen und ihnen nur ihre Waffen abgenommen.«

Seltsam. Nachdem Redfern schon mehrere Leute und die Angestellten seines Schwagers getötet hatte, wieso hatte er da ausgerechnet Cops am Leben gelassen?

»Hör mal, Vin, an der Sache ist irgendwas faul. Ich habe vorhin mit Luke Haskell, dem Schwager, gesprochen. Er behauptet zwar, dass seine Leute eigenmächtig gehandelt haben und er ihnen ganz bestimmt nie und nimmer befohlen hat, Redfern zu töten, aber der Kerl hat gelogen. Er hat die Leute geschickt. Leider kann ich das nicht beweisen, denn ich kann schlecht ins Protokoll schreiben: *Als Haskell das behauptete, hat er so laut die Wahrheit gedacht, dass mir meine schwachen telepathischen Fähigkeiten verraten haben, dass er lügt.*«

Vin lächelte flüchtig. Ronans Gabe war in seinem Job oft sehr nützlich, aber, wie er schon gesagt hatte, leider nicht beweiskräftig. »Wundert mich nicht, denn er hat ja laut und oft genug verkündet, dass er seinen Schwager am liebsten umbringen würde.«

»Das wohl. Aber da ist noch etwas anderes. Du weißt, dass ich nur die Gedanken hören kann, die jemand konkret und sehr intensiv denkt, und nicht das, was sich an Informationen darunter verbirgt oder damit verknüpft ist. Deshalb weiß ich nicht, was wirklich hinter all dem steckt, aber Haskell will Redfern definitiv nicht wegen des Mordes an seinen Schwestern tot sehen. Er hat einen anderen Grund. Doch was immer der ist, er muss so wichtig sein, dass Haskell Redferns Tod um jeden Preis will. Er hat seine Leute ebenfalls rausgeschickt, dass sie Redfern suchen. Wenn die ihn erwischen ...«

»Werden sie nicht«, unterbrach ihn Vin. »Redfern ist uns, gehetzt von etlichen Verfolgern, im Wald direkt vor die Füße gelaufen. Wir mussten ihn mitnehmen, damit wir nicht zwischen die Fronten geraten. Er ist hier bei uns im Haus. Und ich Sorge dafür, dass er nicht entkommt.«

»Oh«, machte Ronan. »Ist das was Gutes oder Schlech-

tes?«

»Das wird sich noch zeigen.« Vin überlegte kurz. »Er wollte mir sowieso etwas erzählen. Vielleicht kann ich bei der Gelegenheit Licht ins Dunkel bringen, warum Haskell ihn tot sehen will.«

»Das wäre hilfreich. Aber wenn die Hunde ihn bis zu euch verfolgen ...«

»Ich hoffe nicht. Nick und Chris führen sie in die Irre. Aber falls man ihn trotzdem hier aufspüren sollte ... Ich bin Cop und gerate wohl kaum in Verdacht, einem flüchtigen Killer Unterschlupf zu gewähren. Außerdem werde ich mir schon eine plausible Begründung für seine Anwesenheit in meinem Haus einfallen lassen, die mich nicht kompromittiert. Notfalls habe ich acht Zeugen, die meine Version bestätigen werden. Egal was Redfern sagt, man wird ihm kaum glauben.«

»Das ist gut. Und vielleicht kannst du was rausfinden, das uns weiterhilft.«

»Ich halte dich auf dem Laufenden, Ronan. Und danke für die Warnung.«

»Dafür hat man Freunde.«

Ronan unterbrach das Gespräch. Vin legte den Hörer zur Seite. Redfern kam aus dem Bad. Vin ging ihm entgegen und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, ihm ins Wohnzimmer zu folgen, wo er ihm im Besuchersessel Platz anbot. In dem saß normalerweise Sam, wenn sie mal zu Besuch kam. Nicks Gefährtin hatte dem Rudel schon so oft geholfen, dass sie quasi schon mit zum Rudel gehörte. Ihr hatten sie zu verdanken, dass sie überhaupt noch lebten und nicht schon in der ersten Woche nach ihrer Verwandlung von einer Horde Werwolfjäger getötet worden waren. Kein Wunder, denn Sam war eine Dämonin. Sie würde

auch Redfern zum Schweigen bringen, falls der zu einem Problem zu werden drohte.

»Darf ich Sie um was zu trinken bitten, Mr. Bennett? Ich habe das Gefühl, völlig ausgetrocknet zu sein. Obwohl ich eben schon eine gehörige Portion Wasser aus der Dusche getrunken habe.« Sein Magen knurrte. »Was zu essen wäre auch nicht schlecht.«

Vin nickte. »Setzen Sie sich. Ich hole Ihnen was. Und, Mr. Redfern, benehmen Sie sich vernünftig. Andernfalls lernen Sie mich von meiner unangenehmen Seite kennen.« Er starrte dem Mann in die Augen. »Ich glaube nicht, dass Sie die erleben wollen.«

Redfern hielt seinem Blick stand, schüttelte aber den Kopf. »Ich bin nicht lebensmüde.« Er setzte sich.

Vin ging in die Küche, holte ein Glas, eine Flasche Mineralwasser und belud einen Teller mit Brot und ein paar Scheiben kalten Fleisches. Er legte noch ein paar gekochte Eier dazu, stellte alles auf ein Tablett und noch Salz, Pfeffer, Senf und Ketchup dazu.

Als er es ins Wohnzimmer trug, stand Redfern vor dem großen Bild, das Kim gemalt hatte und auf dem das Rudel als über einer vollmondbeschiedenen Waldlandschaft schwebende Wolfsköpfe dargestellt war. Über den unteren Teil des Rahmens waren die Schnüre gespannt, an denen die Knotenfäden aufgehängt wurden, die das Rudel jeden Abend beim Verbundenheitsritual knüpfte. Eines Tages würden die Schnüre das gesamte Bild wie eine Matte aus verschiedenfarbigen Fäden verdecken – ein Symbol für das Leben im Verborgenen, das sie alle führen mussten.

Redfern wandte sich Vin zu und verglich sein Gesicht mit denen der Wolfsköpfe. Er deutete auf den Kopf des braunen Wolfes in der Mitte. »Das sind Sie, nicht wahr?«

Vin hatte schon mehr als einmal festgestellt, dass ihrer aller Wolfsgesichter ihren menschlichen Gesichtern stark ähnelten, wenn man genau genug hinsah.

»Sind Sie wirklich ein«, Redfern deutete erneut auf Vins Porträt, »Werwolf?«

Vin stellte das Tablett auf den Tisch und überlegte, was er antworten sollte.

»Ihr Augen«, sagte Redfern. »Sie, eh, sind manchmal gelb. Und Ihre Kraft ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich bin bestimmt kein Schwächling, aber Sie könnten mir die Knochen brechen, als wären sie Streichhölzer.«

Eine erschreckende Vorstellung, auch wenn sie den Tatsachen entsprach. »Sie scheinen die Existenz von Werwölfen für eine Tatsache zu halten.« Eine unverfängliche Antwort, wie Vin hoffte.

Redfern nickte. »Meine Großmutter ist Navajo. Ich bin aufgewachsen mit ihren Geschichten von *yéé naaldlooshii* – Skinwalkern – und anderen Geschöpfen. Sie hat immer gesagt, diese Wesen seien real.« Er schüttelte den Kopf. »Habe ich nie glauben wollen. Bis sie ein paar Jahre nach dem Tod meines Großvaters einen Mann geheiratet hat, der so war wie Sie: übermenschlich stark, im Besitz des schärfsten Gehörs und intensivsten Geruchssinns, den ich je erlebt habe, und in den drei Vollmondnächten war er nie zu Hause. Außerdem haben seine Augen manchmal die Farbe gewechselt und sind gelb geworden. So wie Ihre vorhin. Da habe ich begriffen, dass Werwölfe real sind. Und«, er deutete wieder auf das Bild, »nach dem, was ich draußen im Wald und vorhin erlebt habe, zweifle ich daran erst recht nicht mehr.«

Vin deutete auf das Tablett. »Essen Sie was.«

»Hey, ich werde Ihr Geheimnis nicht verraten. Das würde

mir sowieso keiner glauben.« Redfern setzte sich.

»Bedauerlicherweise gibt es Menschen, die Ihnen das sehr wohl glauben würden und die dann zur Jagd auf uns blasen.« Und damit hatte er quasi zugegeben, ein Werwolf zu sein. Aber da Redfern das ohnehin schon rausgefunden hatte, war Leugnen sowieso zwecklos. Er hätte den Mann kaum vom Gegenteil dessen überzeugen können, was der zu wissen glaubte. Vin setzte sich in seinen Sessel. »Sie wollten mir was erzählen. Ich höre Ihnen zu. Aber essen Sie erst mal. Sie sollten das allerdings würzen. Wir mögen es ungewürzt lieber.«

Redfern biss ein Stück Fleisch ab und fand Vins Behauptung bestätigt. Er streute Salz und Pfeffer auf den Rest und goss noch eine Ladung Ketchup darüber, bevor er es zwischen zwei Brotscheiben legte und hungrig hineinbiss. Vin schenkte ihm Wasser ein. Redfern leerte das Glas auf einen Zug. Vin schenkte ihm nach.

Während der Mann aß und trank, überlegte Vin, wo Nick und Chris wohl sein mochten. Wenn er sich auf die beiden konzentrierte, fühlte er, dass sie lebten. Ein gutes Zeichen. Aber würde es ihnen gelingen, die Meute nachhaltig genug von der Spur abzulenken, die immer noch zu diesem Haus führte? War es richtig gewesen, Redfern herzubringen? Oder hatte er gerade dadurch das Rudel in Gefahr gebracht? Er vertraute Nicks Einschätzung zwar, aber etwas Unvorhergesehenes konnte immer passieren. Er musste unbedingt Brian Wolfheart informieren, ihren für das Rudel zuständigen Wächter.

Redfern verputzte auch noch den letzten Krümel Brot und die letzte Scheibe Braten, wischte sich mit dem Handrücken über den Mund und schob den Teller zurück. »Danke, Mr. Bennett. Ich hatte seit dem Frühstück heute Morgen

nichts mehr gegessen. Macht mir zwar nichts aus, aber mit etwas im Magen geht es mir besser.« Er warf Vin einen kurzen Blick zu. »Möglicherweise denken Sie, dass einer wie ich, der des mehrfachen Mordes beschuldigt wird, es nicht verdient hat, dass es ihm gut geht ...«

»Ich urteile nicht. Das ist Aufgabe des Gerichts.«

Redfern nickte. »Das mich zweifellos zum Tod verurteilen wird, weil alles gegen mich spricht. Aber«, er sah Vin in die Augen, »ich habe meine Frau nicht getötet. Ihre Schwester, deren Mann und den Anwalt auch nicht. Luke war es. Mein Schwager. Aber das kann ich nicht beweisen.« Er forschte in Vins Gesicht, ob er ihm glaubte.

Das fiel Vin jedoch schwer. Mehr als schwer. »Da ich Ihren Fall nicht bearbeite, bin ich nur grob darüber informiert. Aber nach allem, was ich von den Kollegen gehört habe, befinden sich ausschließlich Ihre Fingerabdrücke auf der Waffe, mit der Ihre Frau ermordet wurde, man hat Sie unmittelbar nach dem gewaltsamen Tod des Anwalts aus dessen Haus laufen sehen, und Sie wurden neben den Leichen Ihrer Schwägerin und ihres Mannes in flagranti er tappt. Auch auf der Mordwaffe in diesem Fall befinden sich ausschließlich Ihre Fingerabdrücke. Außerdem haben Sie für den Zeitpunkt des Todes Ihrer Frau kein Alibi, dafür aber für alle vier Morde ein handfestes Motiv. Und«, Vin machte eine bedeutsame Pause, »Sie haben den Tatwürfen nicht widersprochen.«

Redfern nickte. »Stimmt alles. Und der Grund, warum ich dem nicht widersprochen habe, ist eben die lückenlose Indizienkette. Luke hat das verdammt schlau eingefädelt.« Wieder blickte er Vin an. »Werden Sie mir bis zum Schluss zuhören, Mr. Bennett?«

»Das habe ich Ihnen bereits zugesagt. Ich kann aber nicht

versprechen, dass ich Ihnen glauben werde.« Allerdings ahnte auch Ronan, dass an dem Fall etwas nicht stimmte. Und Vin hatte gelernt, den Ahnungen seines Partners zu vertrauen. »Aber nehmen wir an, Ihre Behauptung, dass Ihr Schwager Luke hinter allem steckt, stimmt. Welches Motiv hätte er, seine eigenen Schwestern zu töten? Oder töten zu lassen.«

Redfern seufzte und schenkte sich aus der Wasserflasche nach, die schon fast leer war. »Das ist ein weiterer Punkt, warum ich den Anschuldigungen nicht widersprochen habe: Ich weiß es nicht. Da Luke niemals etwas ohne Grund tut, selbst wenn der Grund nur das Geld ist, das er verdient, muss es einen geben, der die Sünde des Schwesternmordes rechtfertigt. In seinen Augen.« Redfern schüttelte den Kopf. »Aber ich habe wirklich nicht die leiseste Ahnung, was das sein könnte, und mir schon den Kopf darüber zermartert.«

Vin ließ das unkommentiert stehen. »Warten Sie einen Moment.« Er ging in sein Arbeitszimmer und kam mit einem Notizblock und einem Stift zurück. Nicht sein offizieller Notizblock, den er im Job verwendete, denn was er von Redferns Aussage aufschreiben würde, sollte dieses Haus erst einmal nicht verlassen.

»Erzählen Sie. Wie war das mit Ihrer Frau und dem Anwalt?«

»Zunächst muss ich Ihnen sagen, dass eines stimmt: Meine Frau wollte sich scheiden lassen. Wir haben uns im Laufe der Zeit auseinandergeliebt und hatten uns am Ende nichts mehr zu sagen. Aber die Trennung war einvernehmlich. Dass ich sie nicht gehen lassen wollte und mich angeblich von ihr und dem Anwalt über den Tisch gezogen gefühlt haben soll, ist eine von Lukes Lügen, mit denen er mir

ein Motiv in die Schuhe schieben wollte. Hat ja auch fantas-
tisch funktioniert.« Redfern schnaubte und leerte sein Glas
auf einen Zug. »Aber ich habe meiner Frau das Haus und
den Sportwagen aus freien Stücken überlassen. Der Luxus,
in dem zu leben sie gewohnt war, war ein weiterer Grund,
der zu unserer Entfremdung beitrug. Ich habe mich nie da-
ran gewöhnt. Wollte es auch nicht.« Er schüttete den letz-
ten Schluck Wasser aus der Flasche in sein Glas.

»Bringt mir mal jemand bitte eine Flasche Wasser«, bat
Vin, ohne die Stimme zu heben. Er wollte Redferns Befra-
gung nicht unterbrechen.

Obwohl er in normaler Lautstärke gesprochen hatte, kam
Sheila aus ihrem Zimmer im Obergeschoss, ging in die Kü-
che und kehrte mit einer Wasserflasche zurück, die sie ihm
hinhielt. Vin deutete auf Redfern und sie reichte sie ihm.

Er nahm sie entgegen und nickte Sheila zu. »Danke,
Ma'am.«

Sie verzog das Gesicht. »Ma'am? Sehe ich so alt aus?«

Vin lachte leise. »Er ist nur höflich. Und nein, du siehst
überhaupt nicht alt aus, sondern bist wunderschön.«

Sie lächelte erfreut. »Schmeichler.« Sie warf Redfern einen
misstrauischen Blick zu.

»Sheila, das ist Aidan Redfern. Mr. Redfern, dies ist mei-
ne Gefährtin, Sheila Partridge«, stellte Vin die beiden ei-
nander vor.

Redfern erhob sich und deutete eine Verbeugung an.
»Angenehm, Ma'am, eh, Miss.«

»Höflichkeitshalber muss ich ja auch sagen: ›angenehm‹.
Aber ich bin mir nicht sicher, ob mir das wirklich ange-
nehm ist«, antwortete Sheila.

»Wir versuchen gerade herauszufinden, warum man Mr.
Redfern verfolgt hat«, sagte Vin, bevor Redfern etwas dazu

sagen konnte.

Sheila nahm das als genau den Hinweis, als der es gemeint war. »Bin schon weg. Sag Bescheid, wenn du noch was brauchst.«

Sie sprintete die Treppe hinauf. Redfern sah ihr nach. Obwohl in seinem Blick nichts Zudringliches lag, erweckte der in Vin das Bedürfnis, den Kerl gegen die Wand zu werfen.

»Ich hoffe, Sie kommen nicht auf dumme Gedanken, Mr. Redfern«, warnte er in dem kältesten Ton, den er fertigbrachte. »Ich beschütze mein Rudel und jedes einzelne seiner Mitglieder mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln.«

Redfern hob abwehrend die Hände. »Ich tue niemandem was, darauf haben Sie mein Wort. Davon abgesehen glaube ich nicht, dass die junge Dame Ihren Schutz nötig hat. In Anbetracht dessen, was Sie alle sind, hätte ich gegen sie sowieso keine Chance.« Er schüttelte den Kopf. »Aber glauben Sie mir, ich habe mich noch nie an einer Frau vergriffen. Gerade deshalb ist der Vorwurf, ich hätte Linda und ihre Schwester getötet, völlig absurd.«

Er schenkte sich ein neues Glas Wasser ein. Vin ließ ihm Zeit. Redfern schien ihm aufrichtig zu sein. Aber das konnte eine aufgesetzte Show sein, mit der er ihm Sand in die Augen streuen wollte, um Vin auf seine Seite zu ziehen. Nicht zum ersten Mal wünschte er sich, Ronans Fähigkeit zu besitzen, um erkennen zu können, wann jemand log.

»An dem Tag erhielt ich eine SMS von Linda, dass ich vorbeikommen sollte, um die Scheidungspapiere zu unterschreiben. Sie schrieb, sie wolle ein paar Tage zu einer Freundin und die Papiere lägen auf dem Tisch. Ich sollte einfach irgendwann in den nächsten Tagen kommen und die Dinger unterschreiben.« Er schnaubte. »Diese SMS wur-

de dann als weiteres Indiz für meine Schuld gewertet. Ich hatte immer noch meinen Hausschlüssel, obwohl ich in einer Pension wohnte. Ich hatte aber noch einen Einsatz, der mir per E-Mail geschickt wurde. Er schien von einem Kunden zu sein, für den wir schon mal den Personenschutz übernommen hatten. Er bat ausdrücklich darum, dass ich sofort komme, weil er angeblich in Gefahr sei. Und er bestand darauf, dass ich allein komme, weil er nur mir traut.«

Redfern blickte Vin an, um sich zu vergewissern, ob der ihm glaubte.

»Fahren Sie fort, Mr. Redfern.« Vin ahnte allerdings, wie die Geschichte weiterging.

»Als ich am vorgeschlagenen Treffpunkt ankam – ein einsames Haus am Riverview Park –, war der Klient nicht da. Ich habe eine Weile gewartet, ungefähr eine Stunde, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass der Mann nicht tot im Haus oder der Garage liegt, aber er kam nicht.«

»Haben Sie nicht versucht, ihn anzurufen?«

Redfern nickte. »Mehrere Male. Die Anrufe waren auch auf meinem Smartphone gespeichert und sind bei ihm eingegangen. Ich habe ihm auch auf die Mailbox gesprochen. Allerdings war er nachweislich gar nicht in der Stadt und hatte mir auch keine E-Mail geschickt.«

»Und man hat nicht rausgefunden, wer Ihnen die geschickt hatte?«

»Nein. Denn die Mail war spurlos von meinem Laptop verschwunden, als ich die Polizei bat, sie zu überprüfen. Und zwar wirklich spurlos. Da war ein Profi am Werk.« Er zuckte mit den Schultern. »Da es sich um den Firmenlaptop handelt, den ich nur im Dienst und nicht für private Zwecke benutze, hat jeder mit dem allgemeinen Firmenpasswort Zugriff darauf.«

»War Ihr Schwager an dem Tag in Pittsburgh?«

Redfern schüttelte den Kopf. »Nicht dass ich wüsste. Zumindest hat er sich nicht in der Firma blicken lassen. Aber die Leute in der Firma arbeiten sowieso für ihn, nicht für mich, auch wenn ich die Zweigstelle offiziell geleitet habe. Ich bin mir deshalb sicher, dass einer seiner Vertrauten die Mail gelöscht hat. Ich denke, ich weiß auch, wer das war: Mick Voskovich. Er ist eine Computercrack.« Er atmete tief durch. »Ich bin mir aber sicher, dass Luke selbst die Morde begangen hat. Er hätte sich für so eine Sache nie einen Stellvertreter gesucht, weil er dann einen unliebsamen Mitwisser gehabt hätte. Und egal, wie ergeben ihm die Leute sind, seine Schwestern hätte keiner für ihn ermordet.«

Was zu prüfen sein würde. Immerhin gab es hinsichtlich der gelöschten E-Mail einen Mitwisser, den man unter Druck setzen konnte.

»Man interpretierte meine Anrufe bei dem Klienten deshalb als den Versuch, mir ein Alibi aufzubauen«, fuhr Redfern fort.

Vin runzelte die Stirn. »Wie sollte das denn als Alibi taugen, wenn nur nachgewiesen werden konnte, dass Sie versucht haben, den Mann erfolglos zu erreichen?«

Redfern schnaubte und drehte sein Wasserglas in den Händen. »Offenbar hält Luke mich für blöd. Hat er ja schon immer getan.« Wieder blickte er Vin an. »Ich habe auf die Mailbox gesprochen, dass ich *wie vereinbart* beim Haus des Klienten wäre und warten würde. Da er mit mir aber nichts vereinbart hat, weil er gar nicht in der Stadt war ...«

»Der Sendemast, bei dem Sie eingeloggt waren ...«

»Ist derselbe, in den ich auch eingeloggt gewesen wäre, wenn ich bei Linda im Haus gewesen wäre. Unser Haus liegt im selben Bereich. Luke hat sich wirklich viel Mühe

gegeben.«

Falls Luke Haskell das Ganze tatsächlich eingefädelt hatte, war er dabei sehr raffiniert vorgegangen.

»Und es hat alles deshalb so gut geklappt«, fuhr Redfern fort, »weil er mich ganz genau kennt. Wir arbeiten schließlich seit Jahren zusammen. Er hat das Ganze offenbar von langer Hand geplant.«

Die Frage war immer noch, zu welchem Zweck. Immer vorausgesetzt, Redfern sagte die Wahrheit. Aber das ließ sich im Notfall zweifelsfrei feststellen, indem Vin Sam darum bat, den Mann mit einem Wahrheitszauber zu belegen. Zwar war ihm im Gegensatz zu Ronan Magie suspekt, weshalb er sie nach Möglichkeit mied und Sams Dienste nur in Anspruch nahm, wenn es keinen anderen Ausweg gab. Allerdings wären er und das Rudel ohne ihre Magie erheblich weniger sicher, gerade hier im Haus, und seit gut einem Jahr sowieso tot, weil die Werwolf-Jäger das Rudel hier in die Enge getrieben und ihnen das Dach über dem Kopf angezündet hatten. Der Albtraum steckte ihm immer noch in den Knochen, obwohl er selbst zu dem Zeitpunkt nicht dabei gewesen war.

»Wie ging es weiter?«, fragte er, um sich von den unangenehmen Erinnerungen abzulenken.

»Nachdem ich mir sicher war, dass der Klient nicht mehr auftauchen würde, bin ich zu unserem Haus gefahren. Also zu Linda nach Hause, um die Scheidungspapiere zu unterzeichnen. Und da fand ich Linda tot im Wohnzimmer. In Lindas Brust steckte noch das Messer, mit dem sie ermordet worden war.«

Redfern trank einen Schluck. Vin nutzte die kurze Pause, um sich noch ein paar Notizen zu machen. Der Mann wirkte zwar gefasst, aber Vin spürte, dass ihm der Tod seiner

Frau naheging, auch wenn die Liebe zwischen ihnen schon längst erloschen gewesen war. Doch auch das sprach nicht zwangsläufig für seine Unschuld. Es gab unzählige Mörder, die ihre Frau und sogar die eigenen Kinder umgebracht hatten und die Tat hinterher zutiefst bedauerten.

Redfern seufzte. »Ich habe den dämlichsten Fehler begangen, den jemand in so einer Situation nur machen kann: Ich habe das Messer aus Lindas Brust gezogen. Instinktiv. Ich dachte für einen Moment, ich könnte ihr noch helfen. Dabei weiß ich doch, dass man ein Messer in der Wunde stecken lässt, gerade wenn das Opfer noch lebt, weil es sonst verblutet, da das Messer wie ein Pfropfen wirkt. Aber das war nicht irgendeine verletzte Klientin oder sonstige Fremde, sondern Linda, verdammt.« Er tat einen tiefen Atemzug. »Tja, und so sind meine Fingerabdrücke als einzige auf die Tatwaffe geraten.« Er schüttelte den Kopf. »Es hätte aber auch nichts genützt, wenn ich das nicht getan hätte. Da nur meine Fingerabdrücke auf dem Messer waren, hat der Mörder Handschuhe getragen und man hätte mir, wenn ich es nicht angefasst hätte, eben das unterstellt.«

Das stimmte. Für Vin, Ronan, Commander Taggart und auch einige andere Kollegen wäre das zwar ein mögliches Indiz gewesen, aber kein Beweis für Redferns Schuld. Vin würde sich die Akte über den Fall genau ansehen, sobald er morgen im Präsidium war.

»Gerade das hätte aber die Ermittler stutzig machen müssen«, fuhr Redfern fort. »Man hat mir unterstellt, Linda in einem Wutanfall getötet zu haben. Das Messer stammte, passend zu der Theorie, aus dem Messerblock in der Küche. Wenn das gestimmt hätte, dann hätten auch Lindas Fingerabdrücke darauf sein müssen. Da dort nur meine waren, hat der Täter das Messer also vorher abgewischt.«

Er blickte Vin an. »Aber das widerspricht dem Ganzen vorn und hinten. Wenn ich Linda in einem Wutanfall getötet hätte, hätte ich das Messer nicht vorher abgewischt. Wenn ich beim Betreten des Hauses sowieso Handschuhe getragen hätte, wie ich das oft bei der Arbeit tue, dann wären nur Lindas Fingerabdrücke darauf gewesen, weil sie das Ding, seit ich es vor Monaten zuletzt benutzt habe, danach unzählige Male abgewaschen hat.«

Das war tatsächlich eine Unstimmigkeit. Falls Redfern die Wahrheit sagte, dann musste der Täter jemand gewesen sein, den seine Frau gekannt hatte, da nirgends von einem Einbruch die Rede gewesen war. Das passte zu Redferns Theorie, dass sein Schwager der Mörder sein könnte. Man sollte mal Luke Haskells Alibi für die Tatzeit überprüfen. Aber das würde vermutlich nicht viel bringen. Falls er der Täter war, hatte er bestimmt auch dafür gesorgt, dass er selbst ein wasserdichtes Alibi hatte. Vin würde das trotzdem überprüfen.

»Sie haben nicht die Polizei gerufen«, hielt er Redfern vor.

Der schüttelte den Kopf. »Ich konnte mir denken, wie das aussieht. Zu dem Zeitpunkt war ich voll von Lindas Blut, meine Fingerabdrücke waren auf der Waffe – also habe ich das getan, was Luke uns allen immer geraten hat, sollten wir mal in so eine oder eine ähnliche Situation kommen: Den Firmenanwalt aufsuchen und mit ihm zusammen die Polizei informieren.«

Ein sinnvoller Rat. Zwar glaubten manche von Vins Kollegen eben deshalb erst recht an die Schuld des Mandanten, da Unschuldige im Bewusstsein ihrer Unschuld selten auf den Gedanken kamen, den Anwalt vor der Polizei zu informieren. Aber ein Anwalt, der auch bei den Vernehmungen anwesend war, garantierte, dass Vorverurteilungen zumin-

dest offiziell unterblieben und der Verdächtige meistens nicht sofort inhaftiert wurde, falls sich seine Schuld nicht auf den ersten Blick zweifelsfrei beweisen ließ oder er ein Geständnis ablegte.

»Ich habe Maurice angerufen. Maurice Vance, den Anwalt. Er vertrat nicht nur die Haskell-Stiftung, sondern auch das Security-Unternehmen, was allerdings selten notwendig war. Er hat nicht geantwortet, aber das tat er nie, wenn er zu Hause war. Jedenfalls nicht, bevor er nicht über den Lautsprecher des Anrufbeantworters gehört hat, wer dran war. Er hat nach Möglichkeit Beruf und Privatleben streng getrennt.« Redfern seufzte. »Natürlich habe ich auf seinen AB gesprochen und gesagt, dass Linda tot ist und ich zu ihm komme. Ein weiterer Stein in der Mauer der gegen mich sprechenden Indizien.«

Was man auch anders hätte interpretieren können. Aber wenn man das Gesamtbild betrachtete, hätte selbst Vin nur Zweifel gehegt, weil das Teil seines Jobs war. Mordermittler folgten ausschließlich den Spuren und zweifelsfrei beweisbaren Fakten. Im Idealfall.

»Und als Sie zu Mr. Vances Haus gekommen sind ...«, gab er ein Stichwort.

»Da fand ich die Tür nur angelehnt. Im Haus brannte Licht. Das kam mir merkwürdig vor. Ich bin reingegangen und fand Maurice tot. Erschossen. Luke muss mich beobachtet haben, obwohl ich nicht bemerkt habe, dass er in der Nähe gewesen wäre. Oder er hat mich von jemandem beobachten lassen, der dann die Cops gerufen hat, als ich im Haus war. Vermutlich ist der auch der Zeuge, der mich gesehen haben will, als ich rauskam. Jedenfalls bin ich abgehauen, als ich die Sirenen hörte.«

Einerseits nicht gerade klug. Andererseits hätte man ihn

auf der Stelle verhaftet, wenn er geblieben wäre. Und in Anbetracht der Beweislage und der verschwundenen E-Mail, die ihm ein Alibi gegeben hätte, wäre ihm die Anklage sicher gewesen.

»Wie sich später herausstellte, war Maurice mit einer Pistole erschossen worden, mit der ich am Morgen noch auf dem Schießstand der Firma trainiert hatte. Sie können sich denken, wie das aussieht.«

Vin nickte. »Dass Sie der Mörder sind, weil sich auf der Waffe und wahrscheinlich auch auf den Patronenhülsen Ihre Fingerabdrücke befinden.«

Redfern nickte. »Obwohl ich sie in der Firma gelassen habe. Wurde damit erklärt, dass ich sie nach dem Mord wieder hingebraucht hätte, weil ich nicht glaubte, dass man alle Waffen der Firma kontrollieren würde.« Er schnaubte. »Hey, das wäre mir viel zu riskant gewesen, wenn ich der Täter wäre. Dann hätte ich die Waffe irgendwo entsorgt, wo sie nicht gefunden wird und wo auch niemand auf den Gedanken gekommen wäre zu suchen.«

Als ein Ex-Mitglied der Delta Force wären ihm da garantiert etliche Orte eingefallen, denn das Verwischen von Spuren gehörte zum Ausbildungsplan der Force, wie Vin wusste.

»Was hat Sie veranlasst, nach Cleveland zu fahren und Ihre Schwägerin aufzusuchen?«

»Es erschien mir keinesfalls zufällig, dass am selben Tag innerhalb nur weniger Stunden, vielleicht sogar nur innerhalb einer einzigen Stunde, Linda und Maurice ermordet worden waren. Natürlich habe ich mich bei Maurice umgesehen. Da er Anwalt ist und noch andere Klienten hat – hatte, die nicht immer von dem begeistert waren, was er für sie erreicht hatte, dachte ich, es könnte vielleicht in irgend-

welchen Papieren einen Hinweis geben, ob einer von denen ihn umgebracht hat. Aber das hätte mit Linda nichts zu tun gehabt.«

»Sie haben trotzdem etwas gefunden?«, vermutete Vin.

Redfern wiegte den Kopf. »Wie man es nimmt. Ich bin auf einen Eintrag in seinem Terminkalender für eine Vorstandssitzung der Haskell-Stiftung für die folgende Woche gestoßen. Zu der hatte er notiert ›wg. L.‹.«

»Luke?«

Redfern zuckte mit den Schultern. »Könnte sein oder auch nicht. Die Vornamen aller Haskell-Sprösslinge beginnen seit Generationen mit L: Linda, Luke und Louisa in dieser Generation, Lance und Laura in der davor und so weiter. Außerdem beginnt auch der Nachname des Hauptgeschäftsführers der Stiftung mit L: Lomax. Es hätte jeder von ihnen sein können. Zu dem Zeitpunkt bin ich aber noch nicht auf den Gedanken gekommen, dass da ein Zusammenhang bestehen könnte. Ich habe versucht Luke anzurufen, um ihn über Lindas und Maurices Tod zu informieren, aber er hatte sein Smartphone ausgeschaltet. Machte Sinn, denn bei manchen Einsätzen kann man ein unvermutet klingendes Handy nicht gebrauchen. Außerdem war er, wie es später hieß, auf einer Konferenz in Atlanta. Angeblich. Scheint auch zu stimmen. Jedenfalls habe ich mir nichts dabei gedacht, dass er nicht erreichbar war. Also habe ich Louisa angerufen. Die hätte um die Zeit erreichbar sein müssen, ebenso Ken, ihr Mann.« Er trank einen Schluck Wasser.

»Aber das war doch noch kein Grund, gleich nach Cleveland zu fahren.«

»Eigentlich nicht. Und eigentlich wollte ich auch in meine Pension fahren und in Ruhe meine nächsten Schritte über-

legen, vor allem mich umziehen. Aber da ich weder Louisa noch Ken trotz mehrfacher Versuche erreichen konnte – wobei ich natürlich in den Sendemast eingeloggt war, der für Maurices Haus zuständig ist, was ein weiteres Indiz für meine Täterschaft ist –, bekam ich ein ganz mieses Gefühl und kam zu dem Schluss, dass es möglicherweise jemand gezielt auf die Haskells abgesehen hat. Falls die beiden ausgegangen wären, wollte ich nicht warten, bis sie zurückkämen und vielleicht an dem Tag nicht mehr ihre Handys einschalten würden. Also bin ich hingefahren, um mich zu vergewissern, dass alles in Ordnung ist.«

Auch nicht die beste Idee, wie Vin fand. Allerdings musste er zugeben, dass er in derselben Situation wahrscheinlich nicht anders gehandelt hätte, wenn er nicht selbst ein Cop gewesen wäre. Und Cleveland war nur knapp 140 Meilen von Pittsburgh entfernt. Redfern hatte die Strecke in gut zwei Stunden schaffen können.

»Als ich bei Louisa und Ken ankam, brannte Licht im Haus, aber sie öffneten nicht auf mein Klingeln. Also bin ich ums Haus herumgegangen und habe durch die Terrassentür geschaut. Da lagen sie beide reglos am Boden. Ich habe die Glastür eingeschlagen und nachgesehen, ob ich ihnen noch helfen kann. Aber man hatte ihnen das Genick gebrochen. Und kaum hatte ich das festgestellt, kamen schon die Cops und haben mich einkassiert, als wenn sie auf mich gelauert hätten.«

Und die eingeschlagene Terrassentür war ein weiteres gegen ihn sprechendes Indiz. Seine Schwägerin und ihr Mann hatten sich geweigert, ihn reinzulassen, weil er aggressiv gewesen war, er hatte sich gewaltsam Zutritt verschafft, indem er die Glastür eingeschlagen hatte, und hatte die beiden vor Wut umgebracht. Dazu und zu seiner Ausbildung

bei der Delta Force passte der Genickbruch perfekt. Obendrein das Blut von seiner Frau und vielleicht auch vom Anwalt an seiner Kleidung, und die Indizienkette war perfekt. So perfekt, dass es eigentlich keinen ernst zu nehmenden Anhaltspunkt für Redferns Unschuld gab.

Der Mann sah ihn erwartungsvoll an.

Vin las sich seine Notizen durch. »Ich stelle einige Schwachpunkte in der Geschichte fest, Mr. Redfern. Genau genommen laufen die alle aber auf einen einzigen Punkt hinaus.«

Redfern nickte. »Luke hat ein Alibi.«

Vin schüttelte den Kopf. »Davon mal abgesehen. Falls Ihr Schwager wirklich der Täter war, dann kann er das Ganze nicht allein vollbracht haben. Wie Sie schon vermuten, muss er mindestens einen Komplizen gehabt haben, vielleicht sogar zwei. Damit das Timing so perfekt ist, wie es ist, muss jemand Sie beobachtet und ihm davon Mitteilung gemacht haben, wie Sie schon vermuteten.«

Redfern nickte. »Zweifellos.«

»Trotzdem hängt das Ganze von zu vielen unwägbaren Faktoren ab. Nehmen wir an, er hat die Morde tatsächlich eigenhändig begangen. Wie will er das gemacht haben, ohne dass jemand ihn zum Beispiel Ihr Haus, also das Ihrer Frau oder das des Anwalts und hier in Cleveland das seiner Schwester und seines Schwagers hat betreten sehen? Noch dazu wo er ein Alibi hat.«

Redfern nickte wieder. »Das ist das Problem, nicht wahr?«

»Nicht nur das. Wenn er tatsächlich der Mörder ist, muss er erst die Morde in Pittsburgh begangen haben und dann im unmittelbaren Anschluss daran nach Cleveland gefahren sein. Ohne irgendwo unterwegs an einer Mautstelle

oder von den Verkehrskameras erfasst worden zu sein. Das wäre so oder so ein Risiko gewesen, denn er hat nicht im Voraus wissen können, dass er nicht zum Beispiel in einen Stau gerät oder irgendetwas anderes seine Ankunft in Cleveland verzögert. Er hat auch nicht wissen können, dass Sie, sobald Sie den Mord an Ihrer Frau und dem Anwalt entdecken, unverzüglich nach Cleveland fahren würden, nachdem Sie Ihre Schwägerin nicht erreicht haben. Außerdem hätten Sie schon beim Haus des Anwalts verhaftet werden können. Schließlich sagten Sie selbst, Sie seien geflohen, als Sie Polizeisirenen kommen hörten.«

Redfern nickte. »Und das alles ergibt hinten und vorne keinen Sinn. Ich weiß.« Er sah Vin offen in die Augen. »Das Einzige, was ich ganz sicher weiß, ist, dass ich keinen dieser Morde begangen habe. Vielleicht verdächtige ich Luke zu Unrecht und es war doch jemand ganz anderes. Nur ich bin es nicht gewesen. Und wenn Sie mir nicht helfen, werde ich meine Unschuld niemals beweisen können und lande in der Todeszelle für Taten, die ich nicht begangen habe.«

Darauf lief es hinaus. Vin dachte eine Weile schweigend nach, während er seine Notizen nochmals durchsah.

»Mr. Redfern, ich neige dazu zu glauben, dass Ihr Schwager, falls er wirklich hinter den Morden steckt, einen Auftragskiller dafür angeheuert hat. Vielmehr zwei. Anders hätte die Aktion meiner Meinung nach nicht erfolgreich laufen können. Und genug einschlägige Kontakte könnte er durch sein Security-Unternehmen durchaus haben.«

»Definitiv«, bestätigte Redfern. »Und Sie haben recht. Denn Berufskiller reden nicht über ihre Aufträge. Außerdem war Luke garantiert so schlau zu vermeiden, dass einer von denen ihn identifizieren kann.« Er tat einen tiefen

Atemzug. »So oder so, ich bin am Arsch.«

Vin ließ das unkommentiert stehen und überlegte erneut.

»Was haben Sie jetzt vor?«, wollte Redfern wissen, als er nach fünf Minuten immer noch nichts gesagt hatte.

»Wir werden der Sache nachgehen, mein Partner und ich. Ich habe ihn vorhin bereits informiert, dass Sie hier sind.« Vin blickte dem Mann hart in die Augen. »Damit das vollkommen klar ist, Mr. Redfern: Sollte sich herausstellen, dass Sie mir einen Bären aufgebunden haben, Sorge ich persönlich dafür, dass Sie das bitter bereuen werden. Falls Sie die Wahrheit gesagt haben, gebe ich Ihnen mein Wort, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um Ihre Unschuld zu beweisen. Wenn Sie also wirklich unschuldig sind, dann vertrauen Sie mir und unternehmen Sie bitte keinen Fluchtversuch. Sie sind hier im Haus absolut sicher. Es gibt hier sogar ein Versteck, in dem man Sie nicht einmal finden wird, wenn man das Haus von oben bis unten mit Hunden oder Infrarotkameras absucht.«

Noch ein durch Sams Zauber geschaffenes Wunder. Sie nannte es eine »magische Weltentasche«, einen durch Maggie erschaffenen Raum, der wie ein ganz normales Zimmer, vielmehr Apartment aussah und durch eine für menschliche Sinne unsichtbare und nicht ertastbare Tür betreten werden konnte. Da Tür und Raum zu einer anderen Dimension gehörten, die sich »neben« dieser Welt befand, würde sie nicht einmal dann Schaden nehmen, wenn das Haus tatsächlich um sie herum abbrannte.

»Sie werden mich nicht Ihren Leuten ausliefern?«, vergewisserte sich Redfern.

»Am Ende in jedem Fall«, stellte Vin klar. »Und zwar entweder, damit Ihre Unschuld auch juristisch bewiesen wird, oder um Sie Ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Außerdem

erwartet Sie in jedem Fall ein Verfahren wegen Ihrer Flucht aus dem Polizeigewahrsam.«

»Ich bin unschuldig«, betonte Redfern noch einmal in einer Weise, die Vin wieder geneigt machte, ihm zu glauben. »Wenn Sie meine Unschuld aber nicht beweisen können, lande ich in der Todeszelle für ein Verbrechen, das ich nicht begangen habe.«

Vin überlegte, wie viel er dem Mann sagen konnte, ohne das Rudel zu gefährden. Eigentlich hatte er schon zu viel gesagt und ihm zu viel offenbart. Nick hatte recht: Er hätte den Kerl töten sollen; das wäre für das Rudel am sichersten gewesen. Aber das hätte ihnen unter Umständen wieder die Jäger auf den Hals gehetzt und früher oder später auch die Wächter. Außerdem hatte das Rudel aufgrund seiner Herkunft schon einen schlechten Ruf. Eine einzige Unredlichkeit, und sei sie noch so winzig, würde ihnen allen das Genick brechen.

»Mr. Redfern, ich kann Ihnen mit absoluter Sicherheit garantieren, dass mein Partner und ich die Wahrheit an den Tag bringen werden, und zwar die ganze Wahrheit. Ohne jeden Schatten eines Zweifels.« Im Notfall mit Sams Hilfe. »Fragen Sie mich nicht wie. Aber Sie können sich denken, dass mein Erfolg mit dem zu tun hat, was ich bin. Falls Sie also doch in irgendeiner Weise etwas getan haben, das Sie in dieser Hinsicht besser nicht hätten tun sollen, gebe ich Ihnen jetzt die letzte Gelegenheit für ein umfassendes Geständnis. Finde ich das selbst heraus, helfe ich Ihnen nicht mehr, und es wird verdammt bitter für Sie.«

Der Mann nickte. »Dessen bin ich mir bewusst. Und ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Mr. Bennett. Die ganze Wahrheit, soweit sie mir bekannt ist. Was immer Sie rausfinden, kann deshalb nur zu meinem Vorteil sein.« Er räus-

perle sich und blickte einen Moment sichtbar verlegen zur Seite, ehe er Vin wieder in die Augen sah. »Ich bin kein Typ, der leichtfertig jemandem vertraut, Mr. Bennett.«

Das hätte er nicht zu betonen brauchen, denn das war Vin mehr als klar.

»Aber ich vertraue Ihnen mein Leben an. Gerade weil Sie sind, was Sie sind. Ich bleibe also hier und hoffe, dass Ihre Ermittlungen Erfolg haben.«

Vin kam nicht mehr dazu zu antworten, denn die Wolfsklappe wurde betätigt. Er hatte Nick und Chris schon eine ganze Weile kommen gespürt, ehe er sie gehört hatte. Trotzdem atmete er auf, als er sie im Inneren des Hauses in Sicherheit wusste. Gleich darauf kamen sie ins Wohnzimmer. Chris trug einen Bademantel und Nick hatte sich ausnahmsweise ein Handtuch um die Hüften gebunden.

Wenn er mit dem Rudel jagte, legte Nick vorher immer seine Kleidung ab, obwohl die sich mit ihm verwandelte. Aber er liebte die Luft auf seiner nackten Haut und vor allem den Kuss des Mondlichts. Körperscheu war ihm im Gegensatz zu Vin völlig fremd, wodurch er ihn manches Mal in Verlegenheit brachte. Deshalb war er froh, dass Nick heute Rücksicht auf ihren »Gast« nahm.

Vin roch Blut an Nick. Zum Glück war es Tierblut. Etwas davon klebte noch in Nicks Haaren. »Was ist passiert?«

Nick zuckte mit den Schultern. »Ich musste die Hunde töten. Aber wir haben die Cops gut von hier weggelockt. Die suchen jetzt in Brecksville. Vor morgen werden sie nicht mit neuen Hunden kommen. Und auch dann glaube ich nicht, dass sie hierher finden, weil sie nicht wissen, wo genau sie seine Spur«, er nickte zu Redfern hin, »verloren haben. Und das Gebiet ist zu groß, um eine gezielte Suche zu starten.«

Vin atmete auf. Damit hatten sie eine Galgenfrist gewonnen. Ob die aber ausreichte, den Fall zu klären, wagte er zu bezweifeln.

»Alles in Ordnung, Chris?«, fragte er den blonden jungen Mann, der die Hände in die Bademanteltaschen gesteckt hatte und etwas bedrückt wirkte.

Chris nickte. »Ich werde nur nicht gerne gejagt. Ist ein widerliches Gefühl. Aber ich bin okay.«

»Er hat sich fantastisch gehalten«, lobte Nick, legte ihm die Hand auf die Schulter und lächelte. »Ich bin stolz, dass du mein Cousin bist.«

»Ehrlich?« Chris wurde rot, ehe er Nick anstrahlte. »Echt jetzt?«

Nick klopfte ihm auf die Schulter. »Echt jetzt.« Er blickte Redfern an. »Was machen wir mit ihm?«

Redfern hob abwehrend die Hände. »Sie müssen wirklich nicht befürchten, dass ich Ihr Geheimnis verrate.«

»Natürlich nicht«, antwortete Nick und grinste wölfisch. »Denn wir haben Mittel und Wege, Sie nachhaltig daran zu hindern.«

Redfern spannte sich an.

»Nein, nicht indem wir Sie töten.« Nick hatte seine Reaktion richtig gedeutet. »Wir haben andere Methoden.«

»Er muss erst mal hierbleiben«, entschied Vin. »Wir haben ja noch ein Gästezimmer frei.« Er blickte Nick bedeutungsvoll an. »Kannst du morgen hier die Stellung halten?«

Vin sah es Nick an, dass dem das nicht gefiel. Nick blieb normalerweise bei Vollmond nicht nur in den drei Nächten, sondern auch an den Tagen draußen im Wald. Manchmal zog er sich sogar für mehrere Wochen in die Wildnis zurück, um ganz Wolf zu sein. In diesen Zeiten duldeten er nichts in seiner Nähe, was nach »Zivilisation« roch, nicht

einmal seine geliebte Sam. Jede Unterbrechung dieser »Waldzeiten«, wie er sie nannte, betrachtete er als persönlichen Affront, der ihn verdammt sauer machte. Trotzdem zögerte er keinen Moment zuzustimmen.

»Natürlich, Vin. Er ist hier sicher.« Wodurch Nick wieder einmal anerkannte, dass er Vin als den unangefochtenen Rudelführer betrachtete.

»Sie meinen, dass Sie dafür sorgen wollen, dass ich nicht fliehe«, brachte Redfern es auf den Punkt.

»Das unter anderem auch«, bestätigte Nick. »In erster Linie Sorge ich aber dafür, dass die Meute Sie nicht in die Hände bekommt.«

Ich wünschte nur, ich könnte sicher sein, dass das, was der Kerl mir erzählt hat, die Wahrheit ist, knurrte Vin wölfisch, sodass nur Nick und Chris ihn verstehen konnten.

Das kannst du riechen, antwortete Nick auf dieselbe Weise und wandte sich an Redfern. »Belügen Sie mich mal. Wie alt sind Sie?«

»Was soll das?«

»Nur ein Test Ihrer Glaubwürdigkeit. Also lügen Sie. Sie sind wie alt?«

»Einundzwanzig.«

Vin nahm den Hauch eines Geruchs wahr, den Redfern subtil ausdünstete, der leicht säuerlich und ein winziges Bisschen käsig roch.

»Und jetzt die Wahrheit«, verlangte Nick.

»Neununddreißig.«

Der Geruch verschwand und hinterließ nur den, den Vin schon die ganze Zeit von dem Mann wahrgenommen hatte. Er lächelte. »Danke, Mr. Redfern. Jetzt bin ich mir absolut sicher, dass Sie mir die Wahrheit gesagt haben. – Rudelversammlung!«

Redfern starrte erst Vin, dann Nick fragend an, aber keiner von beiden machte Anstalten, ihn zu erleuchten. Das Rudel kam ins Wohnzimmer. Alle warfen Redfern miss-trauische Blicke zu.

Der Mann stand höflich auf und verbeugte sich leicht vor jeder der Frauen. »Ladies.«

»Kinder, Aidan Redfern hat zu meiner Zufriedenheit seine Unschuld an den ihm zur Last gelegten Verbrechen bewiesen. Er bleibt im Haus, bis die Hexenjagd nach ihm vorüber ist. Ronan und ich versuchen morgen, den Fall auch offiziell zu klären. Ihr anderen geht wie gewohnt zur Uni und zur Arbeit. Nick bleibt hier und schützt ihn.«

»Können wir irgendwas tun, um zu helfen?«, fragte Sheila.

Vin schüttelte den Kopf, blickte dann aber Chris an. »Du bist doch ein Ass mit dem Computer. Wir müssen eine gelöschte E-Mail auf einem bestimmten Laptop nachweisen, der sich vermutlich in der Asservatenkammer des Pittsburgh PD befindet. Ich wäre schon für einen Hinweis dankbar, wie so was geht und ob man eine Löschung nachweisen kann.«

Chris schüttelte den Kopf. »Nicht von hier aus. Dazu müsste ich den Laptop haben.«

Chris studierte Informatik und war, wie Vin festgestellt hatte, auch ein gewiefter Hacker. Zum Glück beging er mit dieser Fähigkeit keine Verbrechen. Er liebte es lediglich zu tüfteln und angeblich unknackbare Firewalls zu knacken, um hinterher eine zu entwickeln, die die dadurch entdeckte Sicherheitslücke schloss. Chris hatte damit sogar schon sein erstes Geld verdient, und zwar nicht einmal wenig, indem er einer Bank das seitdem tatsächlich unknackbare Update verkauft hatte.

Vin hatte ihn zu den Verhandlungen begleitet und dem Bankmanager versichert, dass Chris deren Firewall im Auftrag der Polizei geknackt hatte, und zwar im Rahmen einer Aktion, die den Banken ihre Schwachstellen aufzeigen sollte. Auf den Gedanken, den jungen Mann zu engagieren, ihnen eine bessere Firewall zu entwickeln, war der Manager von selbst gekommen. Anschließend hatte er Chris weiterempfohlen, sodass er schon jetzt auf dem besten Weg zum Millionär war.

»Ich sehe zu, was ich tun kann«, versprach Vin. Er blickte in die Runde. »Wenn ihr auf dem Weg zur Uni und zur Arbeit seid, haltet die Ohren offen, ob ihr etwas hören könnt, was die Suchmannschaften untereinander reden. Sie werden morgen noch oder schon wieder den Park unsicher machen.«

»Das heißt, wir können morgen Nacht wieder nicht jagen?« Patrick klang enttäuscht und wütend zugleich.

»Das wird sich zeigen. Noch etwas. Es sind auch Leute hinter Mr. Redfern her, die ihn definitiv töten wollen. Also gebt vor, nichts zu wissen, falls euch jemand nach ihm fragt.« Das war zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber Vin wollte kein Risiko eingehen. Er nickte ihnen zu. »Das war es. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass er unser Gast ist und als solcher unter unserem Schutz steht.«

Das veranlasste Redfern, ihm einen erstaunten Blick zuzuworfen. Er sagte aber nichts. Vin gab den anderen mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie gehen konnten. Nick blieb.

»Warum tun Sie das?«, fragte Redfern schließlich.

»Ich bin Cop. Die Unschuldigen zu schützen ist mein Job. Nick wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Wenn Sie Durst haben oder was zu essen wollen, bedienen Sie sich. Wir haben ge-

nug Vorräte in der Küche. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Mr. Bennett. Und danke für alles.«

Redfern folgte Nick auf dessen auffordernde Handbewegung aus dem Zimmer. Vin blieb noch eine Weile sitzen, ehe er in sein Arbeitszimmer ging, zum Telefon griff und im Standing Rock Reservat in South Dakota anrief. Einer der Leute, die zu Brian Wolfhearts Rudel gehörten, hatte auch bei Vollmond Telefondienst für Notfälle. Heute war es Vins persönlicher Mentor, Tom Shadowchaser.

Er plauderte eine Weile mit Tom, ehe er ihm die Situation erklärte und Tom bat, Brian auszurichten, der Wächter möge schnellstmöglich zurückrufen. Denn diese Sache konnte sich sehr schnell zu einem Desaster für das Rudel entwickeln. Vin hoffte, dass der Kelch an ihnen vorüberginge.

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, fühlte er sich seltsam melancholisch und hatte das Bedürfnis, bei Sheila zu sein. Das war offensichtlich ganz in ihrem Sinn, denn sie öffnete ihm die Tür ihres Apartments, noch ehe er sie erreicht hatte. Ihr liebevolles Lächeln vertrieb die Melancholie. Sie nahm seine Hand, zog ihn ins Zimmer und schloss die Tür.

4.

24. Oktober 2010

Vin und Ronan passten einen Moment ab, in dem Commander Owen Taggart eine kurze Verschnaufpause hatte, denn dessen Telefon stand heute nicht still. Als sie sein Büro betraten, warf er ihnen einen leidgeprüften Blick zu, ehe er das Gesicht verzog, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

»Wenn Sie beide im Doppelpack auftauchen, muss es etwas Wichtiges sein. Also raus damit. Aber fassen Sie sich kurz.«

»Sir, es haben sich im Fall der Haskell-Morde ein paar Dinge ergeben, die die Sache in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen«, sagte Vin.

Er und Ronan waren übereingekommen, dass sie Taggart mit ins Boot holen mussten, um sich und vor allem Vin Rückendeckung zu verschaffen, damit er keine Probleme bekam, weil Redfern bei ihm im Haus war. Wenn sie Taggart das nicht mitteilten, bekäme Vin erhebliche Schwierigkeiten, weil er einen flüchtigen Verbrecher versteckte.

Brian Wolfheart hatte heute Morgen bei Sonnenaufgang angerufen und ihm ebenfalls dazu geraten. Dass Redfern ihr Geheimnis erkannt hatte, stuft er als weniger gefährlich ein. Er hatte Vin nicht nur geraten, Sams Dienste in Anspruch zu nehmen, um sicherzustellen, dass Redfern das Geheimnis des Rudels wirklich nicht ausplaudern konnte, er hatte es ihm sogar befohlen: »Wir müssen *immer* sicherstellen, dass ein Mensch, der von unserer Existenz erfährt, davon wirklich niemals etwas verrät. Wenn wir uns nicht sicher sein können, dass ein Wissender freiwillig darüber schweigt, müssen wir ihn anders daran hindern. Dank Sam und anderen magisch begabten Verbündeten sind wir Wächter nicht mehr wie in früheren Zeiten gezwungen, nicht schweigende Mitwisser zu töten, um unsere Schwestern und Brüder zu schützen. Also engagiere Sam für den Job, damit wir alle sicher sind.«

Was Vin heute noch tun würde. Jetzt brauchten sie aber erst einmal Taggarts Rückendeckung.

»Ist im Moment nicht unser Fall«, wehrte Taggart ab. »Wir müssen den Kerl erst mal wieder einfangen.«

»Das ist nicht mehr nötig, Sir«, sagte Vin. »Redfern hat sich mir gestellt und befindet sich in meinem Haus in Gewahrsam.«

Taggart starrte ihn an. »Wenn ich nicht wüsste, dass Sie nicht der Typ für schlechte Scherze sind, würde ich Sie jetzt zum Teufel jagen, Bennett. Also gebe ich Ihnen die Chance, die Sache zu erklären. Woher kennen Sie Redfern?«

»Bis gestern kannte ich ihn gar nicht, Sir. Wie Sie wissen, habe ich den größten Teil meines Hauses an ein paar Studenten vermietet. Die haben mich gestern Abend zu einer Nachtwanderung im Nationalpark überredet. Dabei ist uns Redfern über den Weg gelaufen. Er hat uns mit einer Waffe bedroht. Ich habe mich als Cop zu erkennen gegeben und ihm gesagt, dass es keine gute Idee wäre, einen Cop zu erschießen. Daraufhin hat er sich mir ergeben, nachdem ich ihm mein Wort geben musste, dass ich ihm zuhöre. Danach sollte ich entscheiden, was ich weiter mit ihm tue. Da überall zur Jagd auf ihn geblasen war und wir auch ein paar bewaffneten Zivilisten begegnet sind, die hinter ihm her waren, hielt ich es für sicherer, ihn vorläufig in meinem Haus festzuhalten und mir anzuhören, was er zu sagen hatte.« Die offizielle Version, die er heute Morgen mit Redfern abgesprochen hatte. »Ich hielt es in Anbetracht der Stimmung gegen den Mann nicht für gut, ihn wieder ins Jail einzuliefern.«

»Und Sie glauben, der Kerl ist noch in Ihrem Haus?« Taggart schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ja, Sir. Mein Cousin passt auf ihn auf. Und glauben Sie mir, gegen den hat Redfern keine Chance, wenn er irgendwelche Tricks versucht, um zu entkommen.«

Taggart schüttelte erneut den Kopf. »Darüber reden wir später noch. Was Sie erwartet, falls der Kerl trotzdem weg sein sollte, ist Ihnen hoffentlich klar, Bennett.«

»Ja, Sir. Aber Redferns Geschichte wirft, wie ich schon sagte, ein neues Licht auf den Fall.« Er berichtete ihm, was

Redfern ihm erzählt hatte.

»Und das glauben Sie ihm?«, vergewisserte sich Taggart mit einem Tonfall, der klarer nicht hätte ausdrücken können, dass er Vin für einen Trottel hielt, sollte der mit Ja antworten.

»Nicht unbedingt, Sir. Aber mir gibt in dem Zusammenhang Ronans Beobachtung zu denken.«

»Ich habe gestern mit Luke Haskell gesprochen«, übernahm Ronan aufs Stichwort. »Seine Leute haben laut Aussagen der Cops, die den Gefangenentransport begleitet haben, Redfern zu töten versucht. Angeblich haben sie eigenmächtig gehandelt, aber, Sir, ich gebe Ihnen Brief und Siegel darauf, dass Haskell gelogen hat. Er hat seine Leute mit Sicherheit dazu beauftragt. Ich kann es nur nicht beweisen. Bauchgefühl zählt nun mal nicht als Beweis vor Gericht, selbst wenn es so stark ist, dass es mir Magenschmerzen verursacht. Falls wir einmal annehmen, dass Redfern die Wahrheit gesagt haben könnte, dann wird Haskell einen weiteren Versuch unternehmen, ihn zu töten. Deshalb bin ich ebenfalls der Meinung, dass er in Vins Haus momentan am sichersten ist. Solange niemand weiß, dass er sich dort aufhält.«

Taggart schüttelte den Kopf. »Haskell hat für die Morde kein Motiv und außerdem meines Wissens ein Alibi.«

»Das bisher nur oberflächlich überprüft wurde«, wandte Vin ein. »Wir wollen der Sache einfach nur nachgehen und sicherstellen, ob Redferns Geschichte nur ein Märchen ist, mit dem er sich vor der Todeszelle drücken will.«

Taggart überdachte das. »Glauben Sie dem Mann, Bennett?«

Vin tat einen tiefen Atemzug. »Ja, Sir. Ist zwar auch nur ein Bauchgefühl, aber ein starkes. Die Story ist einfach zu

unwahrscheinlich und klingt zu unglaublich, um als Ablenkungsmanöver zu taugen. Besonders da sie sämtlichen Indizien widerspricht, aber keins schlüssig widerlegen könnte.«

Der Commander nickte. »Sie beide haben die höchste Aufklärungsquote des gesamten Reviers und gute Instinkte. Ich lasse Ihnen also etwas Spielraum. Ich bin jedenfalls froh, dass der Kerl nicht mehr frei herumläuft. Ich werde die Suche nach ihm abblasen und ein Team schicken, das ihn bei Ihnen zu Hause abholt.«

»Bitte nicht, Sir.« Vin konnte gerade noch verhindern, dass das so erschrocken klang, wie er sich fühlte. Wenn ein Team auftauchte, um Redfern zu verhaften, würde Nick ihn gegen die Eindringlinge ins Rudelterritorium verteidigen. Und bei seiner Vergangenheit und den immer noch unterschwellig in ihm schwelenden Ressentiments gegen Menschen konnte das nur in einer Katastrophe enden – einer sehr blutigen Katastrophe.

»Ich rate ebenfalls davon ab, Sir«, stand Ronan ihm bei. »Falls Redferns Geschichte stimmt, wird Luke Haskell versuchen, ihn im Gefängnis töten zu lassen. Entsprechende Beziehungen dürfte er haben oder kurzfristig etablieren können. Solange die Öffentlichkeit und damit auch Haskell nicht weiß, dass Redfern nicht mehr auf der Flucht ist, ist der Mann sicher.«

»Außerdem macht Haskell vielleicht einen Fehler, wenn er glaubt, dass sein Schwager immer noch frei herumläuft«, ergänzte Vin.

Taggart knurrte. »Und wie rechtfertige ich vor dem Polizeichef, dass ich den gesamten Polizeiapparat für nichts und wieder nichts kostspielig habe weitersuchen lassen, obwohl ich bereits wusste, dass es nichts mehr zu suchen

gibt?«

Auf diese Frage waren Ronan und Vin vorbereitet.

»Sir, tun Sie einfach so, als wüssten Sie von nichts«, schlug Ronan vor. »Wenn wir unsere Ermittlungen abgeschlossen haben, kann Vin vorgeben, bei seiner Heimkehr von der Arbeit Redfern bei seinem Haus herumlungern gesehen und ihn verhaftet zu haben. Niemand muss erfahren, dass Sie eingeweiht waren.«

Taggart überdachte das. »Wenn das schiefgeht, muss aber ich den Kopf hinhalten, weil ich Sie gedeckt habe.«

»Nicht nötig, Sir«, widersprach Vin. »In dem Fall schwöre ich Stein und Bein, dass ich eigenmächtig gehandelt habe und weder Sie noch Ronan davon wussten. Ich lasse niemanden etwas ausbaden, das ich allein zu verantworten habe.«

Taggart lächelte, was er selten tat. »Und ich lasse keinen meiner Leute im Stich, der sich so engagiert für etwas oder jemanden einsetzt. Ich bin der Commander, ich übernehme die Verantwortung. Ende der Diskussion. Aber wenn Sie verhindern wollen, dass wir alle drei unseren Abschied nehmen müssen, dann sorgen Sie dafür, dass außer uns dreien niemand erfährt, wo Redfern gegenwärtig steckt.«

»Ja, Sir«, versicherte Vin. »Danke, Sir.«

Taggart winkte ab. »Und nun machen Sie sich an die Arbeit und finden Sie die Wahrheit raus.«

»Dafür brauche ich Redferns Laptop aus Pittsburgh.«

»Besorge ich Ihnen«, versprach Taggart. Sein Telefon klingelte. Er hob ab und scheuchte Ronan und Vin mit einer Handbewegung hinaus.

»Wo fangen wir an?«, fragte Ronan. »Du hast mit dem Mann gesprochen. Was ist deiner Meinung nach die wichtigste Spur?«

»Erstens Haskells Alibi. Zweitens das Motiv für die Mord. Von der anberaumten Vorstandssitzung der Stiftung, bei der es *wegen L* wohl etwas zu besprechen gegeben hätte oder hatte, sollten wir mal herausfinden, worum es dabei ging.«

»Kannst du machen. Ich kümmere mich um das Alibi.«
Ronan klang bedrückt.

Vin legte ihm die Hand auf die Schulter. Ronan blickte ihn mit einem jammervollen Gesichtsausdruck an. Tränen traten in seine Augen.

»Sie fehlt mir so sehr, Vin. Meine Sarah fehlt mir so unendlich!« Er blickte zur Seite und fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Dennoch dauerte es eine Weile, bis er sich wieder beruhigt hatte.

Vin ahnte, was diesem Ausbruch zugrunde lag. Der Tod von Redferns Frau hatte Ronan nur allzu schmerzhaft an seinen eigenen Verlust erinnert. Vin konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass sein Freund zu den Männern gehörte, die über den Verlust der geliebten Frau niemals hinwegkamen. Zum Glück – zumindest hielt Vin das für Glück – sah seine Tochter Siobhan ihm ähnlich, nicht Sarah, sodass er in ihr nicht ständig das Ebenbild seiner Frau vor Augen hatte. Und Abby war adoptiert und sah keinem von beiden ähnlich.

Er musste zugeben, dass er nicht einmal annähernd abschätzen konnte, wie es ihm selbst erginge, wenn Sheila etwas zustieße. Er war sich immer noch nicht sicher, ob die Gefühle, die er für sie empfand, nicht doch dem werwölfischen Instinkt geschuldet waren, der Alpha zu Alpha trieb. Obwohl er sich darauf eingelassen hatte, Sheilas Bettpartner zu sein und das für sie beide ein äußerst befriedigendes Arrangement war, konnte er nicht mit Sicherheit sagen, ob

er wirklich die feste Beziehung mit ihr eingehen wollte, die sie sich wünschte. Sheila betrachtete sie beide bereits als fest liiert.

Aber Vin brachte es nicht über sich, sich ebenfalls dazu zu bekennen. Solange er mit sich selbst nicht im Reinen war und seine Werwolfnatur nicht vollkommen akzeptiert hatte, konnte er sich nicht binden. Doch würde er sich jemals mit seiner neuen Natur und all den Nachteilen, die sie mit sich brachte, aussöhnen können?

Er verschob die fruchtlose Grübeleien und konzentrierte sich auf den Fall, nachdem er Ronan noch einmal ermutigend auf die Schulter geklopft hatte. Ronan stürzte sich in die Arbeit, um sich abzulenken, und vertiefte sich in Redfern's Akte. Vin rief in der Haskell-Stiftung in Pittsburgh an. Es dauerte eine ganze Weile, bis er nach zig Weiterleitungen endlich mit der stellvertretenden Geschäftsführerin Fenna Crusher sprechen konnte. Mit dem Hauptgeschäftsführer Lomax wollte er nicht reden, da es sich bei der fraglichen Vorstandssitzung um ihn gedreht haben könnte.

»Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen, Sergeant Bennett«, sagte sie, nachdem Vin ihr erklärt hatte, weshalb er anrief. »Mal abgesehen davon, dass der Inhalt unserer Vorstandssitzungen vertraulich ist, steht doch fest, dass Aidan Redfern die Haskell-Schwester ermordet hat. Ich verstehe nicht, was eine unserer Sitzungen damit zu tun haben könnte.«

»Es haben sich Anhaltspunkte ergeben, dass der Mord vielleicht andere Hintergründe haben könnte als die ihm unterstellten.« Vin zögerte. Die Frau würde ihm wahrscheinlich keine Auskunft geben, wenn er nicht ein bisschen mehr offenbarte. »Es steht außerdem seit Neuestem im Raum, dass Redfern möglicherweise nicht der Täter ist

und die Morde vielleicht ganz andere Gründe haben. Deswegen wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir meine Fragen beantworten würden. Denn falls sich diese Vermutung als wahr erweisen sollte, läuft der Mörder immer noch frei herum.«

»Oh mein Gott!« Er hörte Fenna Crusher scharf einatmen. »Also gut«, entschied sie. »Nein, die anberaumte Sitzung hatte nichts mit Geschäftsführer Lomax zu tun. Und nach dem Tod der Haskell-Schwestern hatte sich die Sitzung sowieso erübrigt.«

»Das heißt, sie fand gar nicht statt?«

»So ist es.«

»Weil es um eine von ihnen gegangen wäre?«

Fenna Crusher zögerte. »Nein. Es sollte um ihren Bruder gehen. Luke Haskell. Er ...« Sie zögerte wieder.

»Bitte, Mrs. Crusher. Es ist wirklich wichtig.«

»Ich will niemanden in Schwierigkeiten bringen, Sergeant. Und die Sache hat sich doch sowieso erledigt, nachdem Linda und Louisa tot sind und Aidan Redfern sie umgebracht hat.«

»Inwiefern hat sie sich erledigt?«

Vin hörte Fenna Crusher tief durchatmen. »Maurice Vance, unser Anwalt, hatte festgestellt, dass Luke offenbar Stiftungsgelder in sein eigenes Unternehmen gepumpt hat. Er hat, wie alle Haskells, Verfügungsgewalt über das Stiftungskonto.«

»Ist das nicht ungewöhnlich?«, überlegte Vin.

»Das ist in den Statuten der Stiftung so festgelegt. Ich muss Ihnen das genauer erklären. Die Haskell-Stiftung ist keine verpflichtende Stiftung. Sie nennt sich nur so. Genau genommen ist es ein Privatvermögen der Haskells, das hauptsächlich wohltätigen Zwecken zugutekommt. Aber

das ist nur Tradition und nirgends in irgendwelchen Statuten festgeschrieben. Theoretisch könnten die jeweiligen Eigentümer – das waren Linda, Louisa und Luke – als Erben ihres Vaters jederzeit den Nutzungszweck des Vermögens ändern, wenn zwei von ihnen dem zustimmen. Solange das nicht der Fall ist, bedarf jede Privatentnahme aus den Stiftungsgeldern der Zustimmung der beiden anderen Mitinhaber und bei größeren Summen des Vorstandes.«

Vin fühlte sich enttäuscht, denn er sah keinen Zusammenhang zu dem Mord. Zumindest keinen, der ein Motiv für Luke Haskell dargestellt hätte, seine Angehörigen und den Anwalt zu ermorden. »Aber dann hat Mr. Haskell doch im Rahmen seiner Befugnisse gehandelt, wenn ich Sie richtig verstanden habe.«

»Nein. Er hat sich die Gelder erstens auf eine Weise angeeignet, die definitiv einen Betrug darstellt, und zweitens hat er das Limit, für das er nicht die Zustimmung seiner Schwestern gebraucht hätte, bei Weitem überschritten. Und weder die Schwestern noch der Vorstand waren über die Transaktionen informiert und hätten dem auch nicht zugestimmt.«

»Das heißt, dass Haskell das Geld nie bekommen hätte, wenn er regulär darum gebeten hätte?«

»So ist es.«

Und das war ein fantastisches Motiv dafür, dieses Hindernis zu beseitigen.

Wieder tat Fenna Crusher einen tiefen Atemzug. »Maurice hat herausgefunden, dass Lukes Unternehmen pleite ist. Warum, das wollte er uns auf der Sitzung erläutern. Er deutete aber an, dass es sich bei dem Grund dafür um illegale Machenschaften handeln könnte. Linda wollte den Antrag stellen, Luke den Zugriff auf die Stiftungsgelder zu

entziehen. Louisa wollte dem zustimmen. Und auch wir, der Vorstand, hätten das unterstützt.«

»Wie hoch ist die Summe, die Luke Haskell abgezweigt hat?«

»Sieben Millionen Dollar.«

Vin stieß scharf die Luft aus. Das war kein Pappenstiel. Er hörte am Klimpern ihrer Ohringe, dass Fenna Crusher nickte.

»Ja, Sergeant, das ist eine Summe, die Lukes Ausschluss aus der Stiftung gerechtfertigt hätte, und zwar nach dem Erbvertrag und den Testamentsbestimmungen seines Vaters. Aber nachdem alle Erbberechtigten außer ihm tot sind und Mr. Redfern als Mörder seiner Frau sie nicht beerben kann, ist Luke der Einzige, der noch ein Anrecht auf das Vermögen hat. In so einem Fall sehen die Bestimmungen vor, dass der überlebende Alleinerbe auch ohne Zustimmung des Vorstandes darüber entscheidet, wie mit den Geldern weiterhin verfahren wird. Mr. Haskell hat die Stiftung zwar bestehen lassen – sie erwirtschaftet schließlich auch Einkünfte in respektabler Höhe –, aber er hat bestimmt, dass die Hälfte dieser Einkünfte auf sein Konto und das seiner Firma überwiesen wird.«

Und das war ein verdammt gutes Motiv, um alle Leute aus dem Weg zu räumen, die zwischen ihm und dem Geld gestanden hatten.

Der Gedanke kam auch Fenna Crusher. »Oh mein Gott! Glauben Sie, dass Luke seine Schwestern ermordet haben könnte?«

Vin war nach dem, was sie ihm erzählt hatte, davon überzeugt. »Mr. Haskell hat ein Alibi«, beruhigte er sie. Denn solange das nicht widerlegt worden war, durfte er den Mann nicht des Mordes beschuldigen.

Aber wie passte der Anwalt da rein? Wenn Luke Haskell der rechtmäßige Alleinerbe war, hätte es wenig Sinn gehabt, ihn nachträglich noch dranzukriegen wegen der Veruntreuung, da er die Rückzahlungen dann quasi an sich selbst geleistet hätte.

»Was ist mit Mr. Vance?«, fragte er Fenna Crusher. »Hatte er Einfluss auf die Entscheidung der Schwestern, Luke Haskell auszuschließen?«

»Meines Wissens nicht. Obwohl er der Familie natürlich sehr eng verbunden war. Er hatte allerdings Vollmachten, die ihm noch von Lance Haskell, dem Vater der Geschwister, übertragen worden waren. Im Falle des Todes eines der Geschwister wären die dadurch freigewordenen Rechte und Pflichten und auch das Stimmrecht auf ihn übergegangen.«

Vin spannte sich an, denn das klang nach einem handfesten Motiv für den Tod des Anwalts. »Verstehe ich das richtig, dass Mr. Vance nach Linda Haskell's Tod ihren Platz in der Stiftung eingenommen hätte?«

Wieder hörte er Fenna Crusher nicken. »Nicht nur den, sondern auch den von Louisa und Luke, falls sie alle drei vor ihm gestorben wären. In jedem Fall aber hätte er das Stimmrecht beider Schwestern gehabt, wenn er noch leben würde. Vorausgesetzt Mr. Redfern und Mr. Cooper – Louisas Mann – hätten das Erbe auch nicht antreten können oder es ausgeschlagen.«

Und damit hätte er jederzeit Lukes Pläne zur Verwendung der Stiftungsgelder verhindern können. Solange Aidan Redfern mit Linda verheiratet war, hätte der sie beerbt und damit auch ihre Rechte in der Stiftung. Und Louisas Mann hätte ihren Platz in der Stiftung bekommen. Zusammen hätten die beiden Witwer jeden von Lukes Plänen tor-

pedieren können. Das hätte auch Vance getan, wenn er die Schwestern beerbt hätte.

Langsam ergab das Ganze einen verdammt schlüssigen Sinn. Luke Haskell brauchte das Geld der Stiftung, um seine Firma zu retten. Das hätte er aber nicht bekommen, weil seine Schwestern dem einen Riegel vorgeschoben hätten und sogar geplant hatten, ihn völlig vom Zugriff auf die Gelder auszuschließen. Sie hatten also sterben müssen, damit er an das Geld hatte kommen können.

Aber durch die stiftungsinternen Verfügungen hätten seine beiden Schwäger oder Vance ihre Plätze eingenommen, und alles wäre beim Alten geblieben. Haskell hatte also jeden beseitigen müssen, der ihm das Gesamterbe hätte streitig machen können. Und Redfern bot sich wegen der Scheidung als Sündenbock an. Es passte perfekt.

»Danke, Mrs. Crusher. Sie haben mir sehr geholfen.«

Er beendete das Gespräch und begann mit den Nachforschungen über den Finanzstatus von Haskells Security-Unternehmen. Ronan forschte immer noch in Sachen Alibi und war so vertieft darin, dass er Vin nicht beachtete.

Vin griff zum Telefon und rief zu Hause an. Es dauerte nur bis zum zweiten Freizeichen, ehe Nick sich meldete.

»Alles in Ordnung bei euch?«

»Absolut«, versicherte Nick.

»Gib mir mal bitte Redfern.«

Sekunden später meldete sich der Mann.

»Mr. Redfern, ist Ihnen etwas darüber bekannt, dass Luke Haskells Firma pleite ist?«

»Wie bitte?« Redfern klang so perplex, dass Vin das als ein klares Nein wertete. »Nein, davon hat er nie etwas gesagt.« Er zögerte. »Aber ... Also in letzter Zeit lief zumindest die Zweigstelle in Pittsburgh nicht mehr so gut. Aber

nicht in einem Maß, dass ich das als Pleite erkannt hätte.«

»Haben Sie mit Luke darüber gesprochen?«

»Ja. Er hat das damit begründet, dass er die Aktivitäten der Firma langfristig ausschließlich nach Cleveland verlagern will und deshalb für Pittsburgh keine Werbung mehr macht. Das leuchtete mir ein. Besonders da er davon sprach, den Clevelander Hauptsitz zu vergrößern. – Wie kommen Sie darauf, dass die Firma pleite ist?«

Vin erklärte es ihm.

Redfern stieß scharf die Luft aus. »Das macht Sinn«, meinte er, als Vin geendet hatte. »Wenn das Geschäft hier auch nicht mehr so gut lief wie in Pittsburgh ...«

»Können Sie sich einen Grund für die Pleite vorstellen? Ein gut gehendes Security-Unternehmen geht doch nicht einfach pleite.«

Vin hörte Redfern scharf ausatmen. »Da haben Sie recht. Und ich denke, ich kenne den Grund. Obwohl ich nicht geglaubt habe ... Also vor ein paar Monaten hat Luke einen Job vermasselt. Sogar persönlich. Er sollte die Tochter eines Konzernmanagers bewachen. Es hatte wegen dessen Firmenpolitik Drohungen gegen seine Familie gegeben. Aber die Tochter hatte was gegen die Bewachung. Keine Ahnung, was genau sie gemacht hat, um Luke in ihr Bett zu kriegen, aber sie hat es geschafft. Na ja, er hat sowieso nie was anbrennen lassen. Aber dass er derart unprofessionell handelt, hätte ich ihm nicht zugetraut. Jedenfalls hat die Tochter ihn wohl gründlich ausgetrickst und ist ihm entwischt.«

Vin ahnte, wie die Geschichte ausgegangen war, noch ehe Redfern es ihm bestätigte.

»Sie ist den Typen in die Arme gelaufen, die ihrem Vater gedroht hatten, und ist tot auf der Strecke geblieben. Der

Vater hat natürlich dafür gesorgt, dass sich das rumspricht. Das wirkte sich auch auf die Pittsburgher Zweigstelle aus. Aber Luke hat mir versichert, dass die Einbußen kaum spürbar seien. Offenbar war das gelogen.«

Das sah Vin auch so. »Trauen Sie Ihrem Schwager wirklich zu, dass er seine Schwestern getötet hat?«

Redfern zögerte keine Sekunde mit der Antwort. »Und ob! Luke war, wie Linda mir mal erzählt hat, schon immer das schwarze Schaf der Familie. Mit der Stiftung hatte er auch nie was am Hut und hielt nichts von ihr. Ein Vermögen für fremde Leute auszugeben, hielt er für Verschwendung. Er ist der Meinung, dass auch ererbtes Geld nur dem zusteht, der es geerbt hat. Soweit ich mitbekommen habe, hat sein Vater nicht viel für Luke übrig gehabt, und zumindest Louisa hat ihn immer spüren lassen, dass sie ihres Vaters miese Meinung über Luke aus vollem Herzen teilt. Er war schon immer deswegen verbittert; zumindest seit ich ihn kenne. Dass Linda und Louisa ihm immer Zugriff auf da Stiftungsvermögen verweigert haben, wo sie nur konnten, hat ein Übriges getan. Oh ja, Luke geht über die Leichen seiner eigenen Familie, wenn sie ihm im Weg steht.«

Und über die jedes anderen wohl auch. Immerhin hatte er sich immense Mühe gegeben, Redfern als Sündenbock aufzubauen.

»Glauben Sie, dass Sie ihm das beweisen können, Mr. Bennett?«

»Das hoffe ich. Immerhin haben wir jetzt sein Motiv. Und ein guter Anwalt kann auch ohne Beweise für seine Schuld die gegen Sie sprechenden Indizien aufgrund dessen genug erschüttern, dass Sie freigesprochen werden können. Nachdem wir jetzt wissen, wonach wir suchen müssen, drehen wir jeden Stein um, bis wir einen Beweis für Haskells

Schuld gefunden haben.«

»Danke. Ich weiß das zu schätzen.«

Vin beendete das Gespräch und blickte zu Ronan. »Hast du schon was?« Wie so oft seit Sarahs Tod nahm Ronan nicht wahr, dass Vin ihn angesprochen hatte. »Ronan«, sagte er sanft, aber eindringlich. »Ich habe das Motiv für Haskell.«

Ronan hob den Kopf. Sein geistesabwesender Blick klärte sich. »Ich habe es mitbekommen. Das ist gut.«

Vin nickte. »Schon irgendwas wegen des Alibis?«

Ronan schüttelte den Kopf. »Die Passagierliste bestätigt, dass er die Maschine tatsächlich genommen hat, auf die er gebucht war. Im Hotel bestätigte man mir, dass er eingekcheckt hat und die ganze Zeit über dort war. Der Veranstalter, auf dessen Seminar er gewesen ist und das im Konferenzraum des Hotels stattfand, bestätigt, dass er sich an allen drei Tagen, die das Seminar dauerte, in die Anwesenheitsliste eingetragen hat. Er faxt uns die Listen zu. Die müssten jeden Moment kommen.«

Demnach musste Luke Haskell jemanden für die Morde angeheuert haben. Aber an der Sache stimmte etwas nicht. Vin sah sich jedoch außerstande zu erkennen, was genau das war. Erst nach einer Weile des Nachdenkens begriff er. Die Unstimmigkeit lag in der Unwägbarkeit des Zufalls. Luke Haskell hatte die Morde minutiös geplant. Er oder ein von ihm gekaufter Killer konnte nicht allein gehandelt haben. Vin hatte bereits vermutet, dass er einen Helfer gehabt haben musste, der Redfern beobachtete und ihn über jeden seiner Schritte informierte. Doch selbst dann hätten so viele unvorhersehbare Zufälle den Plan scheitern lassen können, dass ein Beobachter allein nicht ausgereicht hätte. Es mussten mindestens drei Leute an der Sache beteiligt gewesen

sein: ein Beobachter, der Redfern überwachte, und *zwei* Killer – einer in Pittsburgh und einer in Cleveland. Oder verhielt sich die Sache doch ganz anders?

Vin las sich die Kopie der Akte im Computer gründlich durch. In keines der Häuser, in denen die Morde begangen worden waren, hatte man eingebrochen. Der jeweilige Täter musste also entweder jemand gewesen sein, den die Betroffenen gekannt hatten, oder er hatte eine Tarnung benutzt, mit der er völlig harmlos gewirkt hatte, sodass man ihn freiwillig ins Haus gelassen hatte.

Das Faxgerät erwachte zum Leben und druckte einige Seiten aus. Ronan nahm sie und überflog sie. Er nickte. »Die Anwesenheitsliste des Seminars. Haskell hat an allen drei Tagen der Veranstaltung unterschrieben.«

Ronan rief in seinem Computer etwas auf, betrachtete es und blickte wiederholt auf die Liste. Vin, neugierig geworden, ging zu ihm und blickte ihm über die Schulter. Als er ebenfalls sah, was Ronan aufgefallen war, stieß er einen leisen Pfiff aus. Sein Partner hatte sich Luke Haskells Führerschein aufgerufen. Deutlich war zu erkennen, dass die Unterschrift darauf nicht mit den Unterschriften auf den Anwesenheitslisten übereinstimmte. Die waren zwar ähnlich, aber man musste kein Grafologe sein, um den Unterschied zu erkennen.

»Na also«, sagte Vin zufrieden. »Damit hat Mr. Haskell kein Alibi mehr. Wir müssen jetzt nur noch beweisen, dass er in Pittsburgh oder Cleveland war. Ich tippe auf Cleveland.«

Ronan nickte. »Da könntest du recht haben. Hier gab es zwei Familienmitglieder, die gegenüber einem Fremden misstrauischer gewesen wären als ihm gegenüber, wenn sie denn einen Fremden ins Haus gelassen hätten. Und die un-

gefähr 750 Meilen von Atlanta nach Cleveland kann man in zwölf bis vierzehn Stunden mit einem Wagen zurücklegen, wenn man auf Pausen verzichtet. Die Morde sind doch am 29. September begangen worden, nicht wahr?«

Vin nickte.

»Und das Seminar hat am 28. begonnen. Haskell ist laut den Flugunterlagen am Nachmittag des 27. in Atlanta angekommen. Zeit genug, um sich eine Nacht auszuschlafen, am 28. nach Cleveland zu fahren, am 29. die Morde zu begehen, während ein Stellvertreter das Seminar besucht und mit seinem Namen unterschreibt, am 30. zurück nach Atlanta zu fahren, um am 31. wieder wie gebucht nach Cleveland zurückzufliegen.«

»Wenn er einen Mietwagen benutzt hat, dann muss eine in Atlanta ansässige Firma einen Wagen zurückbekommen haben, der in drei Tagen an die sechzehnhundert Meilen gefahren ist«, überlegte Vin. »Das muss denen aufgefallen sein, denn so eine Strecke ist nicht alltäglich.«

»Haskell kann ihn aber nicht selbst gemietet haben«, ergänzte Ronan. »Er hätte bei der Firma seinen Führerschein vorlegen müssen. Das wäre ein zu großes Risiko gewesen. Wahrscheinlich hat das der Mann getan, der ihn im Seminar vertreten hat.«

»Und wenn wir den finden, dürfte Haskells Alibi endgültig geplatzt sein.«

Ronan nickte. »Dann machen wir uns mal ans Werk.«

Und die Zeit drängte. Nicht nur, weil eine Hundertschaft und Luke Haskell immer noch nach Redfern suchten, sondern weil Vin in drei Stunden nach Hause fahren musste, um dort zu sein, bevor der Mond aufging.

5.

Luke betrachtete die Karte auf dem Tablet, während Warren Hicks ihn und die Jungs zu der Stelle im Nationalpark fuhr, an der sie gestern Abend Aidans Spur verloren hatten. Vielmehr an dem seine Leute die Verfolgung hatten abbrechen müssen, weil die Cops ihnen in die Quere gekommen waren. Die Gefahr, entdeckt und nach Hause geschickt zu werden oder unangenehme Fragen beantworten zu müssen, war zu groß gewesen. Heute war ein neuer Tag.

Luke hatte den Polizeifunk abgehört und wusste, dass man Aidan in Brecksville suchte. Aber das war zu weit von der Stelle entfernt. Als Hicks und die anderen Aidan beinahe gehabt hatten, war der seit Stunden auf der Flucht gewesen. Und er konnte unmöglich in der kurzen Zeit, die zwischen Hicks' Meldung, dass sie Aidans Spur verloren hatten, und der Polizeimeldung, dass er in Brecksville sein musste, eben dorthin gelangt sein. Sagamore Hills war erheblich näher. Er musste sich irgendwo dort versteckt haben. Die Straßen waren gesperrt und jeder Wagen in der Gegend wurde kontrolliert.

Wo steckst du, Aidan? Luke hoffte, dass der Hund, den Hicks mitgenommen hatte, sie zu Aidans Versteck führen würde. Luke hatte erwartet, dass Aidan sich zurück in die Stadt durchschlagen würde. Er hatte in seinem Haus auf ihn gewartet, die ganze Nacht mit der Waffe in der Hand. Da Aidan aber nicht gekommen war, musste er ihn finden und unschädlich machen. Denn solange sein Schwager in Freiheit war, würde Luke bis ans Ende seiner Tage keine ruhige Minute mehr haben.

Aidan war schließlich nicht auf den Kopf gefallen und hatte sich inzwischen bestimmt zusammengereimt, wer ihn

reingelegt und ihm die Morde angehängt hatte. Zwar gab es keine Beweise für Lukes Schuld – dafür hatte er gesorgt –, aber das interessierte Aidan garantiert nicht. Da er sowieso für vier Morde die Todesstrafe bekommen würde, käme es auf einen weiteren, den er dann tatsächlich begangen hätte, nicht mehr an. Aber Luke wollte leben. Also musste Aidan sterben.

Hicks stoppte auf der Riverview Road und deutete nach rechts, wo sich eine Waldschneise auftat. »Wir sind da reingefahren, weil die Cops durchgesagt haben, dass er die Snowville überquert und sich seitwärts in die Büsche geschlagen hat. Und da haben wir ihn auch erwischt. Beinahe.«

Luke stieg aus. Die Männer taten es ihm nach. »Sinclair, du fährst rüber nach Sagamore Hills. Da Aidan dich nicht kennt, dürftest du in dir keine Gefahr sehen, wenn du dich nicht auffällig verhältst.«

»Geht klar, Boss.« Sinclair setzte sich ans Steuer und fuhr los.

Luke ging mit den anderen in die Schneise hinein. Obwohl es dunkel gewesen war, als sie Aidan gejagt hatten, fand Hicks die Stelle schnell wieder, an der Luke auf einen Wildpfad in den Wald gelaufen war. Der Hund nahm seine Witterung auf und führte sie in den Wald. Bei einer eng stehenden ringförmigen Baumgruppe rannte der Hund irritiert und sichtbar aufgeregt im Kreis. Offenbar hatte Aidan sich hier ausgeruht.

Hicks betrachtete den Boden und schüttelte den Kopf. »Kaum zu glauben, aber hier wimmelt es von Pfotenabdrücken.«

»Ja, von den Suchhunden.« Luke fragte sich, was daran so besonders sein sollte. Die Cops hatten schließlich mehr als

eine Hundestaffel eingesetzt.

Hicks blickte ihn ernst an. »Keine Hunde – Wölfe. Hier muss ein ganzes Rudel gewesen sein.«

Luke fühlte sich elektrisiert. Sollten Wölfe sein Problem erledigt haben? »Irgendwelche Blutspuren?«

Hicks schüttelte den Kopf. »Das will nichts heißen.«

Bedauerlicherweise.

Der Hund hatte endlich Aidans Spur wiedergefunden und zog los. Er führte sie zu einem Bach und an ihm entlang unter einer Brücke über die Riverview Road hindurch direkt zum Ufer des Cuyahoga. Luke lächelte, als er seine Theorie bestätigt sah. Aidan hatte den Fluss überquert und sich nach Sagamore Hills durchgeschlagen.

Luke rief Sinclair an, er solle sie abholen, und ließ sich und seine Leute über die nächste Brücke auf die andere Seite des Flusses bringen. Von dort aus suchte er mit dem Hund wieder zu Fuß die Stelle, an der Aidan den Fluss verlassen hatte. Von dort aus ging es direkt auf Sagamore Hills zu. Aidan zu finden war nur noch eine Frage der Zeit.

Aidan kam sich beinahe so vor, als wäre er wieder im Gefängnis, wenn auch in einem komfortablen. Sergeant Bennetts Haus nicht verlassen zu dürfen, zerrte an seinen Nerven. Besonders da er nicht wusste, was dessen Nachforschungen ergeben würden. Vielmehr ob er überhaupt nachforschte oder nicht seine Leute schickte, um Aidan wieder festzunehmen. Zwar hatte der Mann – Werwolf – sein Wort gegeben, aber Aidan traute grundsätzlich niemandem. Erst recht nicht, nachdem er damals bei der Delta Force festgestellt hatte, dass er nicht einmal seinen eigenen

Kameraden mehr trauen konnte.

Am liebsten wäre er abgehauen und untergetaucht. Aber erstens hatte er Bennett sein Wort gegeben, das nicht zu tun. Zweitens ließ dessen Cousin, den er als Wächter zurückgelassen hatte, Aidan nicht aus den Augen, obwohl er scheinbar entspannt im Sessel saß, Zeitung las und zwischendurch für Nachschub an Getränken und etwas zu essen sorgte. Drittens hatte Bennett recht damit, dass Aidan nur hier im Haus vor den Verfolgern sicher war, da immer noch Hundertschaften, Hundestaffeln und Hubschrauber nach ihm suchten.

Und Luke hatte garantiert auch noch nicht aufgegeben. Schließlich war es eine allzu passende Möglichkeit, sich Aidans zu entledigen. Er brauchte nur vorzugeben, wie ein braver Bürger die Polizei zu unterstützen und ebenfalls nach Aidan zu suchen. Natürlich würde er das nicht selbst tun, sondern seine Leute erledigen lassen, damit man ihm nichts am Zeug flicken konnte.

Aidan trat ans Fenster und blickte hinaus. Das Haus lag für Werwölfe ideal. Die Vorderseite mündete in einen Hof, von dem ein nur dürftig gepflasterter schmaler Weg zur nächsten Straße führte. Aidan hatte vom Fenster seines Gästezimmers aus gesehen, dass die nächsten Häuser gut fünfzig Yards entfernt und von einer Baumreihe abgeschirmt waren, die den Bewohnern die direkte Sicht auf das Haus versperrten. Hinten lag nur einen Sprung entfernt der Wald des Nationalparks. Abgeschiedener ging es kaum, sah man von einem Haus tief im Wald oder Gebirge ab.

Er blickte zu Nick Roscoe. Der Werwolf spürte seinen Blick sofort und sah von seiner Lektüre auf.

»Gehen Sie vom Fenster weg«, forderte er Aidan auf.

»Da draußen ist doch niemand.« Trotzdem trat Aidan zu-

rück.

»Sicher ist sicher.«

Aidan setzte sich. Roscoe schob ihm den Teil der Zeitung hin, den er schon gelesen hatte. »Ihre Flucht ist die Schlagzeile des Tages.«

Das hatte Aidan sich schon gedacht. Aber das interessierte ihn im Moment weniger. »Wie ist das eigentlich, ein Werwolf zu sein? Wenn ich das fragen darf.«

»Wie ist es, ein Mensch zu sein?«, konterte Roscoe. Er winkte ab, bevor Aidan antworten konnte. »Damit will ich sagen, dass ich die Frage nicht beantworten kann. Ich bin als Werwolf geboren und kenne nichts anderes. Ein Werwolf zu sein ist für mich so normal wie für Sie das Menschsein.«

»Verstehe. Ich wollte eigentlich wissen, wie Sie es schaffen, sich als Menschen zu tarnen. Ihr Cousin ist ein Cop und Sie ...« Er blickte Roscoe fragend an.

»Ich bin, was gerade gebraucht wird. Gegenwärtig arbeite ich als Privatermittler. Ich war auch schon Musiker, Goldschmied, Bauarbeiter, Erntehelfer und eine Menge anderer Dinge.« Er richtete sich auf und lauschte, den Körper angespannt.

Aidan lauschte ebenfalls, aber er konnte nichts hören. Nur der Wind rauschte in den Bäumen hinter dem Haus.

»Was ist?«

»Menschen kommen. Mit einem Hund. Aus dem Wald.«

Aidan sprang auf. »Die haben irgendwie meine Spur gefunden.«

Roscoe nickte. »Offensichtlich.«

»Geben Sie mir eine Waffe.«

Roscoe grinste flüchtig. »Keine Chance. Und auch nicht nötig. Vin hat Ihnen doch gesagt, dass Sie hier vollkommen

sicher sind. Kommen Sie mit.«

Aidan rührte sich nicht. »Was haben Sie vor?«

Der Werwolf fletschte die Zähne. »Ich werde Sie in den Keller schleppen, damit ich Sie besser fressen kann.«

Aidan schüttelte den Kopf. »Ich wollte Sie nicht beleidigen, aber ...«

»Schon gut. Solche und schlimmere Verdächtigungen bin ich gewohnt. So ist das unter anderem, wenn man Werwolf ist.« Er winkte ab. »Wir haben hier im Haus einen absolut sicheren Raum. Und ›absolut‹ meine ich wörtlich. In dem werde ich Sie unterbringen. Kommen Sie. Und stellen Sie keine Fragen.«

Aidan folgte ihm. Roscoe führte ihn in den Flur, in dem das Gästezimmer lag, ging aber daran vorbei und blieb vor der Wand am Ende des Flurs stehen. Er blickte Aidan an und zögerte. Schließlich tat er einen tiefen Atemzug und griff *in* die Wand hinein, als wäre sie nicht vorhanden. Im nächsten Moment öffnete sich eine Tür, hinter der ein geräumiges Zimmer lag, eher ein Saal, in dem zehn Betten aufgestellt waren. Aidan öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Keine Fragen. Dabei brannten ihm in diesem Moment ein Dutzend auf der Zunge.

»Bleiben Sie hier, bis ich sie hole. Und glauben Sie mir: Egal, was Sie hören oder sehen«, er deutete zu dem Panoramafenster in der gegenüberliegenden Wand, die an den Wald grenzte, »man kann Sie weder hören noch sehen. Sie dürfen nur nicht die Tür öffnen.«

Roscoe ließ ihn allein und schloss die Tür. Aidan sah sich um. Neben jedem Bett stand ein Spind. Er öffnete den ersten und fand darin zwei Garnituren Männerkleidung: Jeans, Hemden, Unterwäsche, Schuhe, Strümpfe. Neben dem Panoramafenster standen drei Schreibtische, vor dem

Fenster eine Sitzgarnitur mit Doppelcouch und Sesseln ähnlich der im Wohnzimmer. Telefonanlage auf dem Schreibtisch und ein gut bestücktes Bücherregal sowie Fernseher und Musikanlage rundeten das Ganze ab. Links und rechts vor dem jeweils ersten Bett führte eine Tür in einen anderen Raum.

Hinter der rechten verbarg sich ein Toiletten- und Badezimmer mit mehreren Nasszellen, wie man ihn in jedem Fitnesscenter fand, hinter der linken eine geräumige Küche mit Essecke für zehn Personen. An der Wand links und rechts neben der Tür standen vom Boden bis zur Decke reichende Regale, die mit haltbaren Lebensmitteln gefüllt waren: Konserven, luftdicht verpacktes Dörrfleisch, Haferflocken, Stapel von Kisten mit Mineralwasser. Im Notfall konnten es zehn Leute hier einen Monat aushalten.

Aidan kehrte in den Hauptraum zurück, ging ans Fenster und sah hinaus. Das Ding besaß keinen Öffnungsmechanismus. Seltsam. Noch seltsamer war, dass es diesen Raum eigentlich gar nicht geben konnte. Gäbe es ihn, hätte Aidan dessen Außenwand links neben dem Fenster seines Gästezimmers sehen müssen. Aber da war nichts. Absolut nichts außer der Wiese neben der Zufahrt und dem Waldrand zur Linken. Dieser Raum – dieses riesige Apartment – war unsichtbar.

Keine Fragen. Aber das Ganze war ihm mehr als unheimlich.

Er hörte einen Hund bellen. Es kam aus dem Wald vor dem Fenster. Obwohl Roscoe ihm versichert hatte, dass man ihn weder hören noch sehen konnte, trat Aidan zur Seite und quetschte sich in die Mauernische zwischen Wand und Fenster. Wenig später sah er fünf Männer und einen Bloodhound aus dem Wald kommen. Zwei der Män-

ner kannte er: Luke und Warren Hicks. Der Mann hatte früher in Pittsburgh mit ihm gearbeitet, ehe Luke ihn nach Cleveland geholt hatte. Hicks hielt den Hund an der Leine, der zielstrebig auf den Vordereingang des Hauses zu lief.

Luke ließ mit einem Handzeichen einen der Männer am Waldrand zurück, die anderen gingen zu zweit links und rechts am Haus vorbei nach vorn. Gleich darauf klingelte es.

Aidan hörte, wie Roscoe zur Tür ging und sie öffnete. Verdammt, hatte der Mann nicht gesagt, man könne hier nichts hören? Aber Aidan hörte jedes Geräusch so deutlich, als stünde er selbst an der Haustür. Der Hund knurrte und bellte wütend. Wahrscheinlich nahm er wahr, dass Roscoe ein Werwolf war.

»Guten Tag, Sir«, sagte Luke. »Cleveland PD. Wir suchen den Flüchtigen, der gestern ausgebrochen ist. Davon haben Sie bestimmt gehört.«

»Klar«, antwortete Roscoe. »Die Zeitungen und Nachrichten sind voll davon. Hier ist er aber nicht.«

Nahm Roscoe Luke ab, dass er von der Polizei war? Sicher, Luke besaß mehr als eine Polizeimarke, die verdammt gut gefälscht war. Hicks versuchte vergeblich, den ununterbrochen bellenden Hund zum Schweigen zu bringen. Der dachte jedoch nicht daran, wie verlangt still zu sein. Aidan hörte Roscoe leise knurren, worauf der Hund winselte und verstummte.

»Wir hätten uns gern selbst davon überzeugt, Mister ...?«, sagte Luke.

»Roscoe.«

»Mr. Roscoe, der Hund hat die Spur des Flüchtigen bis hierher verfolgt. Sie werden verstehen, dass wir Ihr Haus durchsuchen müssen.«

Roscoe lachte. »Sie wollen im Ernst das Haus Ihres Kollegen Sergeant Vin Bennett von der Homicide Division nach einem flüchtigen Verbrecher durchsuchen? Vin und Ihre Kollegen werden sich kaputt-lachen. Ich bin sein Cousin und seit drei Tagen hier zu Besuch. Glauben Sie mir, wenn der Typ hereingekommen wäre, wüsste ich das. Aber bitte, treten Sie ein und durchsuchen Sie alles. Ich bin sicher, die Studenten, an die Vin Zimmer vermietet hat, werden diesen Eingriff in ihre Privatsphäre verstehen und auf eine Klage gegen Sie verzichten.«

Gut geblufft. Aber ob Luke darauf reinfiel? Er hörte, dass Roscoe zur Seite trat. Himmel, das Haus war hellhöriger als ein aus Reispapierwänden bestehendes japanisches Haus. Und Luke würde jeden Moment hereinkommen und ...

»Das wird nicht nötig sein, Sir«, hörte Aidan ihn sagen. »Vielen Dank. Halten Sie bitte die Augen offen.«

Was zum Teufel ... Verdammt, welche unheiligen Kräfte waren hier am Werk?

»Klar«, versicherte Roscoe. »Sollte der Typ hier auftauchen, sag ich meinem Cousin Bescheid. Wahrscheinlich ist er in der Nacht ums Haus geschlichen und der Hund hat Sie deshalb hierher geführt.«

»Das wird es sein. Nochmals danke.«

Aidan hörte Luke und seine Leute gehen. Das gab es nicht! Wenig später kamen sie in Sicht und blieben unter dem Panoramafenster stehen.

»Wir müssen anderswo suchen«, sagte Luke. Er nahm sein Smartphone und rief jemanden an, der die Truppe mit dem Wagen abholen sollte. Danach ging er den Weg zur Straße hinunter, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Ein Trick! Das musste ein Trick sein, denn Luke gab niemals auf.

Aidan fuhr zusammen, als die Tür geöffnet wurde. Roscoe trat ein und winkte ihm herauszukommen. Aidan zögerte.

»Das war Luke mit seinen Leuten, keine Cops.«

»Ich weiß.« Roscoe tippte gegen seine Nase. »Cops haben den Geruch des Gebäudes an sich, in dem sie ihr Büro haben. Und den Geruch des CPD kenne ich verdammt gut. Vin riecht ständig danach. Diese Typen nicht.«

»Er wird zurückkommen«, warnte Aidan. »Ich verstehe sowieso nicht, wieso er darauf verzichtet hat, das Haus zu durchsuchen.

Roscoe zuckte mit den Schultern und grinste. »Er konnte nicht. Selbst wenn er gewaltsam versucht hätte hereinzukommen, hätte er die Schwelle nicht überschreiten können. Nichts Böses und niemand, der jemandem hier im Haus etwas antun will, kann hereinkommen.«

Aidan wartete auf eine Erklärung, aber Roscoe war offenbar nicht gewillt, sie ihm zu geben. »Wozu dann dieser – Panikraum?«

»Weil man uns schon mal von außen das Dach über dem Kopf angezündet hat. Dieser Raum ist unzerstörbar.«

»Verdammt, was ist das hier?«, platzte Aidan heraus. »Das ist doch nicht normal. So was kann es nicht geben.«

»Besser, wenn Sie das nicht wissen. Kommen Sie. Und keine Sorge. Ihr Schwager kann Ihnen nichts anhaben, solange Sie im Haus bleiben.«

Aidan konnte sich nicht helfen, aber er glaubte Roscoe. Bei Werwölfen war schließlich alles möglich.

Vin kam zu Hause an, als die Sonne unterging. Die ande-

ren waren schon da, wie er spürte, und hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Nur Nick und Redfern saßen im Wohnzimmer. Redfern sah ihm entgegen.

Vin nickte ihm zu. »Ich habe gute Nachrichten für Sie. Das Alibi Ihres Schwagers ist geplatzt. Er ist offensichtlich von Atlanta mit einem Mietwagen nach Cleveland gefahren.«

»Das ist gut. Luke war vorhin hier. Irgendwie hat er meine Spur gefunden.«

»Aber er konnte nicht ins Haus«, fügte Nick grinsend hinzu.

Vin lächelte ebenfalls flüchtig. »Mr. Redfern, Ihr Schwager hat leider alle seine Spuren bis jetzt fantastisch beseitigt. Wir haben zwar mithilfe unserer Kollegen in Atlanta den Mann ausfindig gemacht, der einen Wagen für ihn gemietet und ihn in dem Seminar vertreten hat. Aber er ist tot. Offenbar hat Ihr Schwager ihn ermordet, um seinen Mitwisser zu beseitigen. Ich halte es jedenfalls nicht für einen Zufall, dass der Mann an dem Tag umgebracht wurde, an dem das Seminar zu Ende war.«

Redfern schnaubte. »Garantiert nicht.«

»Leider bedeutet das, dass wir Ihrem Schwager nichts beweisen können. Sich von jemandem im Seminar vertreten zu lassen, ist keine Straftat. Wir können ihm nicht mal beweisen, dass er den Wagen benutzt hat, den sein Vertreter gemietet hat. Und er kann sicherlich einen ganz plausiblen Grund nennen, warum er so gehandelt hat und wo er in der Zeit gewesen ist.«

Redfern nickte. »Mit Sicherheit. Er ist so schlau, dass er nichts dem Zufall überlässt.« Er ballte die Faust. »Das heißt, dass meine Unschuld nicht bewiesen werden kann.«

Vin wiegte den Kopf. »Unsere Optionen sind noch nicht

ausgeschöpft.« Er holte einen Laptop aus seiner Aktentasche und legte ihn auf den Tisch. Kurz bevor er das Präsidium verlassen hatte, war der Laptop aus Pittsburgh gebracht worden, den Taggart angefordert hatte. »Chris! Dein Talent ist gefragt.«

Chris kam augenblicklich aus seinem Zimmer.

Vin deutete auf den Laptop. »Das ist der Laptop, über den wir gestern gesprochen haben. Ich hoffe, du kannst die gelöschte E-Mail wiederherstellen.«

Chris nahm den Laptop, hockte sich auf seinen Platz auf der Couch und öffnete ihn. »Passwort?«, fragte er Redfern.

»Ikarus. Mit k und der 1 als a und dem Fragezeichen als s.«

»Bin drin«, verkündete Chris und versank in seiner Lieblingsbeschäftigung.

Redfern blickte Vin nachdenklich an. »Selbst wenn es gelingt, die E-Mail wiederherzustellen, beweist die noch nicht meine Unschuld.«

»Wenn ich herausfinde, woher sie geschickt wurde, unter Umständen schon«, gab sich Chris zuversichtlich.

»Aber das können Sie nicht garantieren.«

»Nein.«

Redfern blickte von Vin zu Chris und wieder zu Vin. »Verkabeln Sie mich und lassen Sie mich auf Luke los. Ich schwöre Ihnen, dass ich ihm kein Haar krümmen werde.«

Vin schüttelte den Kopf. »Das dürfte etwas schwierig werden, da immer noch überall nach Ihnen gefahndet wird. Außerdem, was erhoffen Sie sich von so einer Aktion?«

»Sie brauchen ein Geständnis von ihm. Ich bin mir sicher, er wartet auf mich, weil er sich denken kann, dass ich ihn zur Rechenschaft ziehen will. Dass ich mit Ihnen zusammenarbeite, weiß er nicht. Bestimmt kann ich ihn dazu

bringen, seine Taten zu gestehen.«

Vin schüttelte erneut den Kopf. »Das ist zu gefährlich. Er könnte sich nicht auf eine Erklärung einlassen, sondern Sie auf der Stelle töten. Und dann bin ich dran, weil ich den Wahnsinn mitgemacht und Sie nicht beschützt habe. Mal ganz abgesehen davon, dass Ihnen Ihre Rehabilitation nichts mehr nützt, wenn Sie tot sind.«

»Es gibt eine Möglichkeit, das zu verhindern«, wandte Nick ein, bevor Redfern antworten konnte. »Das weißt du.«

Die Geheimwaffe: Sam und ihre Magie. Aber die einzusetzen scheute Vin sich. Obwohl auch Brian dazu geraten – es angeordnet hatte.

»Operation Gemini funktioniert nicht nur für dich, wie du dich erinnerst.« Nick blickte ihn bedeutsam an.

Diese Option hätte aber bedeutet, Redfern noch mehr von ihren Geheimnisse zu offenbaren, als der ohnehin schon mitbekommen hatte. Und um zu verhindern, dass der Mann die ausposaunte, mussten sie sowieso Sams Dienste in Anspruch nehmen. Vin seufzte.

»Also gut.« Er deutete auf sein Arbeitszimmer.

Nick interpretierte die Aufforderung richtig, ging hinein und rief Sam an. Vin hörte ihre verführerische Stimme durch das Telefon, als sie Nicks Namen sagte. Er seufzte. Sam hatte eine Art, den Namen eines Mannes auszusprechen, die die pure Verführung war.

»Wir brauchen dich, Sam«, sagte Nick. »Und ...«

Redfern sprang erschreckt auf, als Sam urplötzlich im Arbeitszimmer stand, und starrte sie mit halb offenem Mund an. Was nicht nur an ihrer gewöhnungsbedürftigen Fortbewegung des Teleportierens lag, sondern auch daran, dass Sam die schönste Frau war, die es auf Erden gab. Kein Wunder, denn jeder Sukkubus besaß einen wahrhaft per-

fekten Körper und das ebenso perfekte Gesicht einer Göttin. Und ihr Auftauchen aus dem Nichts war selbst für Vin immer noch energisierend, obwohl er das schon oft erlebt hatte.

Sie umarmte Nick und gab ihm einen innigen Kuss, den er nicht minder innig erwiderte, ehe sie sich umdrehte und Redferns Anwesenheit mit einem Grinsen quittierte.

»Ich hätte mir denken können, dass sich der meistgesuchte Mann von mittlerweile mehreren Countys hier versteckt. Ich nehme an, ihr braucht mich seinetwegen.« Sie winkte Redfern nonchalant zu. »Sam Tyler, Privatermittlerin.«

»Ah, angenehm«, quetschte Redfern heraus, sichtbar froh darüber, ihr nicht die Hand geben zu müssen.

Nick legte den Arm um ihre Schultern, überließ es aber Vin, ihr zu antworten. Ein weiteres subtiles Zeichen, dass er Vin als Rudelführer anerkannte.

Vin nickte. »Unter anderem brauchen wir dich, um zu verhindern, dass er ausplaudert, was er über uns leider weiß.«

»Darauf habe ich Ihnen doch mein Wort gegeben«, protestierte Redfern.

Sam grinste diabolisch und schnippte mit den Fingern. »Und ich Sorge dafür, dass du es selbst unter Drogen und übelster Folter halten wirst, Junge.«

Er starrte sie misstrauisch an. »Und wie?«

Sam schenkte ihm ein hinreißendes Lächeln. »Längst erledigt. Hat gar nicht wehgetan, nicht wahr? Man nennt das einen Restriktionszauber.«

»Zauber?« Redferns Gesichtsausdruck nach glaubte er sich im falschen Film oder hatte das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Möglicherweise beides.

Vin konnte nur zu gut nachempfinden, wie er sich fühlte.

So war es ihm selbst vor zwei Jahren ergangen, als er Sam kennengelernt hatte und erkennen musste, dass Magie tatsächlich existierte und auch der Albtraum seiner Kindheit, als ein Kynocephalos seine Eltern getötet hatte, nicht die Halluzination eines traumatisierten Siebenjährigen, sondern real gewesen war. Seine Neugier, mehr über Sam zu erfahren, hatte dazu geführt, dass er sich von Carlsbad nach Cleveland hatte versetzen lassen. Und dieser Entschluss hatte ihn direkt vor die Zähne von Nicks Cousine Sonja geführt, die ihn gebissen und damit verwandelt hatte.

»Sind Sie eine – Hexe oder so was?«, wollte Redfern von Sam wissen.

Sie lächelte. »Oder so was.« Sie blickte Vin an und lehnte sich an Nick, den Arm um seine Taille gelegt. »Was braucht ihr?«

Vin erklärte ihr die Sache. »Und da ich nicht draußen herumlaufen kann«, schloss er, »muss ich, damit die Sache offiziell ist, Gemini in Anspruch nehmen. Außerdem darf Mr. Redfern nichts passieren, während er in meiner Obhut ist.«

Wieder lächelte Sam ihr hinreißendes Lächeln. »Nick und ich gehen mit. Dann passiert ihm garantiert nichts.«

»Danke, Sam. Wir brauchen das Equipment zum Verkabeln und ...«

Sam deutete auf den Tisch, auf dem eine Sekunde später alle erforderlichen Gegenstände lagen. Redfern wich einen Schritt zurück.

»Was zum Teufel sind Sie?«, entfuhr es ihm.

»Teufel« ist nicht ganz falsch.« Sam grinste. »Ich bin ein Sukkubus – eine Dämonin. Und ich ernähre mich vom Sex.«

Der Art nach zu urteilen, wie Redfern sie ansah, seit sie

hier war, hatte er das schon bemerkt. Die Erektion in seiner Hose war auch nicht zu übersehen und seine Lust für Vins empfindliche Nase deutlich zu riechen.

»Oh«, machte Redfern.

Wie er Sam dabei ansah, stellte er sich offenbar die Frage, die jeden Mann beschäftigte, der von Sams wahrer Natur erfuhr: War der Sex mit einem Sukkubus tatsächlich so unvergleichlich, wie die Legenden behaupteten? Und war der Preis dafür seine Seele? Ersteres konnte Vin aus Erfahrung bestätigen, Letzteres aus derselben Erfahrung heraus definitiv verneinen.

»Heureka!« Chris' Ausruf ließ alle zusammenzucken. Der junge Mann grinste zufrieden und drehte den Laptop so herum, dass Vin und Redfern den Bildschirm sehen konnten. »Da ist sie.«

Redfern trat näher und las, was dort geschrieben stand. Er nickte. »Das ist die Mail. Können Sie herausfinden, woher sie gekommen ist?«

Chris lächelte stolz. »Schon geschehen. Die zugeteilte IP-Adresse gehört *LH Security* hier in Cleveland.«

Redfern ballte die Faust. »Ich hab's gewusst!«

»Leider beweist das nichts«, bremste Sam seine Begeisterung, »denn viele Leute in der Firma haben wahrscheinlich Zugang zu dem Computer, von dem die Mail gesendet wurde.«

»Stimmt. Aber man muss sich mit seinem Passwort einloggen, und das wird registriert.«

»Wenn Ihr Schwager schlau ist, kennt er alle Passwörter seiner Angestellten und hat nicht sein eigenes benutzt«, vermutete Chris.

Redfern seufzte und nickte. »Und darum brauchen Sie sein Geständnis«, sagte er zu Vin.

Vin zögerte immer noch und überdachte die Sache aus allen Blickwinkeln, die ihm einfielen. Er war zwar zuversichtlich, dass es dem CPD gelingen würde, Luke Haskell zu überführen, aber er konnte es nicht garantieren. Selbst wenn sie es schafften, würde das nach dem gegenwärtigen Stand der Dinge Tage oder sogar erheblich länger dauern. Redfern konnte nicht so lange im Haus bleiben. Und ihn ins Gefängnis zu stecken, würde Haskell die Gelegenheit geben, ihn töten zu lassen.

»Okay«, stimmte er dem Plan zu. »Was meinst du, Sam, wie wir das am besten hinbekommen?«

»Ich müsste ungesehen in Lukes Haus gelangen«, sagte Redfern, bevor Sam antworten konnte. »Am besten, bevor er dort auftaucht. Er rechnet bestimmt damit, dass ich komme. Darauf spekuliert er wahrscheinlich sogar. Dann kann er Notwehr vorschützen, wenn er mich tötet.«

»Sie ungesehen ins Haus zu bringen ist überhaupt kein Problem«, versicherte Sam mit einem boshaften Lächeln. »Hat Ihr Schwager Überwachungskameras installiert?«

Redfern nickte. »Rund ums Grundstück, aber nicht im Inneren des Hauses.«

Sie winkte ab. »Auch kein Problem. Wir begeben uns ins Haus und warten auf ihn. Nick und ich verstecken uns, dass er uns nicht auf Anhieb sieht. Sie, Mr. Redfern, stellen ihn zur Rede, wenn er kommt. Wiegen Sie ihn in Sicherheit, sodass er in Ihnen keine Bedrohung sieht. Dann entlocken Sie ihm ein Geständnis.«

»Hört sich ja so einfach an«, meinte Chris und schüttelte den Kopf.

Sam warf ihm einen Blick zu, der ihn schlucken ließ. »Wie du dich vielleicht erinnerst, Junge, stehen mir Mittel und Wege zur Verfügung, noch ganz andere Dinge zu errei-

chen.«

Chris zog den Kopf ein und schwieg. Nick grinste und drückte Sam liebevoll an sich.

Sam wandte sich an Vin. »Dann verkabele ihn mal. Ich Sorge für den Rest. Wollt ihr heute jagen?«

Vin seufzte. »Bei dem Aufgebot draußen?« Sams nachsichtiges Lächeln zeigte ihm, dass das eine in ihren Augen dumme Frage gewesen war. »Wenn du das möglich machen kannst, liebend gern. Danke.« Denn die Jagd und vor allem die Zeit als Wolf im Wald war ihm inzwischen kostbar.

Sam schnippte mit den Fingern. »Erledigt. Ihr könnt gefahrlos jagen, ohne dass euch jemand in die Quere kommt.«

Eine unverfängliche Formulierung dafür, dass sie das Rudel wahrscheinlich unsichtbar gemacht hatte, sobald sie das Haus verließen. Er verkabelte Redfern. Chris regulierte das Empfangsgerät.

»Kann losgehen«, sagte Sam, als alles fertig war. Sie blickte Redfern an. »Glauben Sie, Sie bringen es über sich, mir zu vertrauen?«

Man sah es ihm an, dass der Gedanke, einer Dämonin zu vertrauen, ihn nicht gerade begeisterte. »Habe ich eine Wahl?«

»Nicht, wenn Sie Ihre Unschuld bewiesen haben wollen.«

Redfern nickte ergeben. Sam legte ihm die Hand auf den Arm und die andere auf Nicks. Im nächsten Moment waren sie mitsamt dem Überwachungsequipment verschwunden. Vin atmete auf.

»Rudelversammlung! Und danach können wir gefahrlos jagen gehen.«

Luke schloss die Haustür auf und deaktivierte die Alarmanlage. Er hatte sich vergewissert, dass alles war, wie er es verlassen hatte und rund ums Haus – dessen hatte er sich ebenfalls vergewissert – kein noch so winziges Anzeichen erkennbar war, dass Aidan hier gewesen war oder in der Nähe lauerte. Er fühlte sich frustriert, dass weder er noch die Cops Aidan aufgespürt hatten.

Das heißt, aufgespürt hatten sie zumindest einen Ort, an dem er gewesen war: das Haus von diesem Sergeant Bennett. Aber dort war er nicht gewesen. Und der Hund hatte keine weitere Spur gefunden. Seltsam. Luke hatte Bennetts Namen überprüft. Der Mann war tatsächlich ein Cop. Luke hatte Glück gehabt, dass nur sein Cousin zu Hause gewesen war, denn Bennett hätte ihn und seine Leute möglicherweise schnell als Zivilisten enttarnt. Und den damit verbundenen Ärger konnte Luke sich nicht leisten.

Verdammt, Aidan machte ihm mehr Schwierigkeiten, als er sollte. Eigentlich hätte der Kerl schon längst in der To-deszelle sitzen müssen. Luke hatte alles so sorgfältig geplant. Es wurde höchste Zeit, dass Aidan endlich erledigt war.

Geduld! Luke war sich sicher, dass sein Schwager ihn aufsuchen würde, um ihn zu töten, falls die Cops ihn nicht zuvor erwischten. Es war nur eine Frage der Zeit. Er zog seine Pistole, entsicherte sie und betrat das Haus. Blieb in der Diele stehen und lauschte, obwohl sein Verstand ihm sagte, dass Aidan unmöglich in diese mit modernster Sicherheitstechnik ausgestattete Festung hatte gelangen können. Aber Vorsicht war besser, als das Nachsehen zu haben.

Alles war still. Luke ging, immer noch die Pistole im Anschlag, ins Wohnzimmer und schaltete dort das Licht ein. Aidan saß in einem Sessel und blickte ihn mit grimmigem

Gesicht entgegen.

»Hallo Luke. Ich bin unbewaffnet.«

Luke richtete die Waffe auf ihn. »Wie dumm von dir.«

»Nein, Strategie. Denn dann kannst du nicht behaupten, du hättest mich in Notwehr erschossen.«

Luke lächelte. »Oh, ich bin sicher, dass ich eine plausible Erklärung für deinen Tod finden werde.«

»Wieder, indem du einen anderen zum Sündenbock machst? So wie mich? Der Grund dafür und für deine Morde ist mir inzwischen klar. Ich habe nur noch nicht rausgefunden, wie du es angestellt hast. Klar, du hast mich mit der gefälschten E-Mail zum Haus von Mulholland gelockt. Und Mick Voskovich hat sie hinterher von meinem Laptop gelöscht.«

»Ich habe ein Alibi, Aidan. Ich war in Atlanta.«

»Nein, warst du nicht. Ich kenne dich. Das Alibi ist gefakt. Komm schon, Luke. Die ganze Sache war brilliant.«

»Stimmt.« Luke ließ den Revolver keinen Millimeter sinken. »Und darum kann mir keiner was. Wenn du nicht hier bist, um mich zu töten – denn dann hättest du eine Waffe mitgebracht –, was willst du dann?«

»Ich denke mir, du bist zum Schein nach Atlanta geflogen und mit einem Wagen wieder zurückgefahren. Dann hast du Linda, Louisa, Ken und Maurice getötet und bist anschließend wieder nach Atlanta zurückgefahren. Und Mick hat mich beobachtet und dich die ganze Zeit über auf dem Laufenden gehalten.«

»Stimmt.« Luke grinste zufrieden. »Aber Mick wird sich hüten, das zu bestätigen. Denn offiziell hat er in der fraglichen Zeit Büroarbeit erledigt. Du weißt ja selbst, wie gut wir darin sind, uns so zu tarnen, dass man uns nicht erkennt. Falls mich jemand in euer Haus hat gehen sehen,

wird er zweifellos bestätigen, dass er dich gesehen hat. Du erinnerst dich an deine Garnitur, die dir ein paar Tage zuvor im Fitnessclub geklaut wurde? Das war ich. Du trägst ja sowieso immer dasselbe. Wir beide haben ungefähr die gleiche Statur, eine ziemlich ähnliche Haarfarbe, und durch die Baseballkappe, die ich getragen habe, konnte niemand außer Linda sehen, dass ich vor ihrer Tür stand und nicht du. Außerdem bin ich ihr Bruder. Warum hätte sie mich nicht reinlassen sollen?«

»Sie hätte es besser nicht getan.« Aidan klang wütend.

Luke zuckte mit den Schultern. »Ja, der Meinung war sie dann auch, als ich mir angeblich ein Glas Wasser aus der Küche holen wollte und mit dem Messer zurückkam.« Er lächelte. »Das Blut auf meiner Kleidung hat man nicht sehen können, denn deine Sachen, die ich getragen habe, waren ja schwarz. Vorweggenommene Trauerkleidung. Sozusagen. – Komm nicht auf dumme Gedanken!«, warnte er, als Aidan sich anspannte.

»Und dann bist du zu Maurice gefahren.«

Luke nickte. »War auch ganz einfach. Und dasselbe da. Falls mich jemand sein Haus betreten gesehen haben sollte, hätte man jemanden beschrieben, der dir ziemlich ähnlich sieht. Und da ich nachweislich in Atlanta im Seminar saß, wäre niemals auf mich ein Verdacht gefallen.«

»Und wer saß an deiner Stelle da? Einer von deinen Leuten?«

Luke schüttelte den Kopf. »Ein arbeitsloser Schauspieler aus Atlanta, der mir ähnlich genug sah und mir die Story abgekauft hat, dass mein Chef nicht wissen muss, dass ich das Seminar schwänze. Er hat auch den Wagen für mich gemietet und anschließend seinen Lohn bekommen.«

»Lass mich raten.« Aidans Stimme klang ausgesprochen

sarkastisch. »Du hast ihm eine Kugel verpasst.«

Luke lächelte. »Sicher. Ich konnte mir keinen Mitwisser leisten.«

»Eines ist mir nicht ganz klar. Du musstest, damit dein Plan klappt, vor mir in Cleveland sein. Außerdem hast du nicht wissen können, dass ich, nachdem ich Linda und Maurice tot aufgefunden hatte, nach Cleveland zu Louisa fahren würde.«

»Stimmt. Der Plan sah eigentlich vor, dass die Cops dich bei Maurice einkassieren. Mick hat denen einen anonymen Tipp gegeben. Aber du warst zu schnell weg. Mein Plan sah vor, es ursprünglich so zu drehen, dass Louisa und Ken erst ein paar Tage später gefunden werden sollten. Ich hatte den Tatort im Haus so hergerichtet – Heizung aufgedreht und so –, dass der Todeszeitpunkt nicht mehr genau hätte bestimmt werden können und man geglaubt hätte, dass du vor Maurice und Linda auch die beiden ermordet hättest. Mick hätte bestätigt, dass du zu einem entsprechenden Zeitpunkt nach Cleveland gefahren wärst, um dort irgendwas Dingendes in der Firma zu erledigen. Da du aber den Cops bei Maurice entkommen bist, musste ich ein bisschen improvisieren.« Er grinste. »Zu meinem Glück bist du aus eigenem Antrieb nach Cleveland gefahren. Sonst hätte ich dich mit einer SMS, die angeblich von Louisa gekommen wäre, hingelockt.«

»Das muss man dir lassen, Luke: Wenn du eine Intrige spinnst, dann tust du es gründlich.«

»Vielen Dank. Und das Ende der ganzen Angelegenheit ist dein Tod, Schwager. Dann gibt es keine Fragen mehr und niemand wird daran zweifeln, dass du meine Familie ermordet hast.«

Aidans Grinsen gefiel ihm nicht. Noch weniger gefiel ihm

die Lässigkeit, mit der er sein Hemd aufknöpfte. »Pech gehabt, *Schwager*. Ich habe einen Cop gefunden, der mir geglaubt hat und sehr daran interessiert war, die Wahrheit herauszufinden.« Er riss das Hemd auf. Auf seiner Brust klebte ein Mikrofon. »Dein Geständnis wurde aufgezeichnet. Du bist erledigt, Luke.«

Draußen ertönten Polizeisirenen, und sie waren verdammt nahe. Das konnte nicht – das *durfte* nicht wahr sein! Aidan, dieser gottverdammte Hurensohn, hatte ihn ausgetrickst. Luke schoss. Einmal, zweimal, dreimal. Aidan warf sich aus dem Sessel zur Seite, aber nicht schnell genug, als dass die Kugeln ihn verfehlt haben könnten. Doch genau das geschah. Luke traute seinen Augen nicht, als er sah, dass die Kugeln aufblitzten, als sie kurz vor Aidans Körper die Richtung wechselten und in die Sessellehne einschlugen, wo Aidan gerade noch gesessen hatte.

Bevor er das Wunder begreifen konnte, wurde die Haustür aufgebrochen, und Cops stürmten herein.

»CPD! Waffe weg und Hände hoch!«

Luke dachte nicht daran. Ihm war klar, was passieren würde, wenn er sich ergab. Er würde das Schicksal erleiden, das er Aidan zgedacht hatte. Doch das würde er niemals zulassen. Er fuhr herum und richtete die Pistole auf die Cops. Einen davon kannte er: Kerry, der sich in Begleitung zweier anderer befand. Luke kam nicht mehr dazu, einen Schuss abzugeben, denn alle drei feuerten. Er fiel in die Dunkelheit.

Aidan hob die Hände zum Zeichen, dass er sich ergab. Er hatte schon eine Menge erlebt, gerade auch während seiner Zeit bei der Delta Force, aber das hier war ihm absolut unheimlich. Kugeln, die ihn hätten töten müssen, aber wie von Geisterhand – *Dämonenhand* die Richtung änderten,

waren zu viel für seinen Seelenfrieden. Und dass er weder die Dämonin noch Nick Roscoe sehen oder hören konnte, obwohl er wusste, dass sie neben ihm standen – hinter ihm, vor ihm, sonst wo im Raum? – war enervierend. Und wie kam Bennett hierher? Der war doch im Haus zurückgeblieben und wollte auf die Jagd gehen. Und Lukes Geständnis, das – völlig untypisch für ihn – förmlich aus ihm herausgesprudelt war, konnte auch nur Dämonenwerk sein.

Ihm blieb aber keine Zeit, darüber nachzudenken. Bennett vergewisserte sich, dass Luke tot war. Sein älterer Begleiter, ein Mann mit ergrauendem Blondhaar, zog Handschellen aus der Tasche.

»Aidan Redfern, ich verhafte Sie wegen Ausbruchs aus dem Polizeigewahrsam und Angriffs auf Polizeibeamte zum Zweck der Flucht. Drehen Sie sich um und legen Sie die Hände auf den Rücken.«

»Das ist nur eine Formalität, Mr. Redfern«, beruhigte ihn Bennett. »Wir haben Haskells Geständnis aufgezeichnet. Gleich morgen früh werden wir die Abschrift und eine Kopie des Bandes dem Staatsanwalt einreichen. Sie werden sich dann tatsächlich nur noch wegen Ihrer Flucht zu verantworten haben. Und das schafft ein guter Anwalt schnell aus der Welt.«

»Danke.« Aidan blickte sich unauffällig um, aber Sam Tyler und Nick Roscoe blieben unsichtbar. Er konnte es kaum erwarten, wieder im Gefängnis zu sein, denn die Gegenwart von Werwölfen und Dämonen war mehr, als er im Moment vertragen konnte.

»Ich erwarte Ihren Bericht morgen früh auf meinem Tisch, Bennett«, sagte der Graublönde. »Und zwar die Version, die wir besprochen haben.«

»Ja, Sir, und keine andere.«

Demnach war das Bennetts Vorgesetzter. Aber auch das war Aidan im Moment egal. Für ihn zählte nur, dass der Mann – der Werwolf Wort gehalten hatte und Aidans Albtraum endlich vorbei war. *Dieser* Albtraum. Aidan konnte sich des Verdachts nicht erwehren, dass er noch eine ganze Weile andere Albträume haben würde – von Werwölfen und Dämonen und hoffentlich nicht noch Schlimmerem.

Epilog

26. Oktober 2010

Vin ließ es sich nicht nehmen, Aidan Redfern vom Gefängnis abzuholen und ins Präsidium zu begleiten, wo Shiva Ramajeetha auf sie wartete. Der indische Vampir, der für Weston, Kruger & Goldstein arbeitete, die beste Anwaltskanzlei der Stadt, hatte auf Vins Bitte hin Aidans Vertretung übernommen und erreicht, dass alle Anklagepunkte gegen ihn fallen gelassen wurden. Es gab nur noch seine Flucht und den damit verbundenen Diebstahl von Polizeiwaffen.

Der Eigentümer des Hauses, in das Redfern eingebrochen war, um sich Kleidung zu besorgen, hatte seine Anzeige zurückgezogen, nachdem er seine Sachen zurückbekommen hatte. Vin war sich sicher, dass Shiva mit seinen hypnotischen Fähigkeiten dabei etwas nachgeholfen hatte. Da es bereits seit einer Stunde dunkel war, konnte Shiva sich gefahrlos im Freien bewegen.

»Haben Sie sich schon Gedanken über Ihre Zukunft gemacht, Mr. Redfern?«, wollte Vin wissen. »Ich nehme nicht an, dass Sie das Unternehmen Ihres Schwagers übernehmen wollen, oder?«

»Ganz sicher nicht. Ich habe ein bisschen was gespart. Mal sehen, was ich damit anfangen.«

»Wenn ich das richtig sehe, dann erben Sie als einziges überlebendes, wenn auch angeheiratetes Familienmitglied der Haskells jetzt die Stiftung, da Sie noch nicht von Ihrer Frau geschieden waren. Damit dürften Sie bis ans Ende Ihres Lebens ausgesorgt haben.«

Redfern starrte ihn perplex an. »Ach du Scheiße! Ich will das Ding nun wirklich nicht.«

Vin lächelte. »Es steht Ihnen frei, die Stiftung ausschließlich ihren wohltätigen Zweck erfüllen zu lassen. Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten findet garantiert einen anderen guten Job.«

Redfern nickte, blieb stehen und reichte Vin die Hand. »Danke für alles, Mr. Bennett. Wenn Sie mal Hilfe brauchen oder irgendwas anderes, das ich möglich machen kann, dann bin ich für Sie da – an jedem Ort zu jeder Zeit.«

Vin drückte seine Hand. »Sollte es nötig sein, komme ich drauf zurück.« Er hoffte allerdings, dass das nie der Fall sein würde. Auch wenn Redfern sein Geheimnis kannte und es ihm nichts auszumachen schien, dass Vin ein Werwolf war, wollte er die Hilfe dieses Mannes lieber nicht in Anspruch nehmen.

Sie hatten sein Büro erreicht. Vin öffnete die Tür. Shiva saß, in einen tadellos sitzenden dunklen Anzug gekleidet, auf einem der Besucherstühle und plauderte mit Ronan. Der Inder stand auf und reichte Redfern lächelnd die Hand.

»Schön Sie zu sehen, Sir. Dann können wir das letzte Hindernis beseitigen, das Ihrer endgültigen Freiheit noch im Weg steht, und die Cops aufsuchen, die Sie bei Ihrer Flucht niedergeschlagen haben. Sie werden sich bei denen entschuldigen, ordentlich zerknirscht tun und ich Sorge wortreich dafür, dass keiner von ihnen auf den Gedanken

kommt, Sie deswegen anzuzeigen und eine vielleicht schon gestellte Anzeige zurückzuziehen. Kommen Sie.«

Vin lächelte. Redfern folgte dem Inder aus dem Raum, nachdem er Vin und Ronan zugewinkt hatte. Vin setzte sich an seinen Schreibtisch und lehnte sich zufrieden zurück. In Momenten wie diesem wusste er immer sehr genau, warum er Cop geworden war. Und das fühlte sich verdammt gut an.

Im nächsten Roman:

Ally Saunders aus Vins Rudel tanzt für ihr Leben gern. Ihr größter Traum, Prima Ballerina zu werden, scheint endlich in Erfüllung zu gehen. Ein Talentscout engagiert sie für das neue Projekt der berühmten Tanztruppe des charismatischen Choreografen Neil Newberry. Schon nach wenigen Probestunden macht Newberry ihr ein verlockendes Angebot: Ally soll Mitglied seiner Elitetruppe, der »Finstertänzer« werden, mit denen er ein ehrgeiziges Projekt plant.

Doch irgendetwas stimmt nicht mit Newberry und erst recht nicht mit den Finstertänzern. Ehe Ally sich versieht, steckt sie bis zum Hals in gefährlichen Schwierigkeiten, die nur allzu schnell nicht nur ihren Tod bedeuten, sondern auch ihr Geheimnis und das des Rudels der Welt offenbaren könnten.

»Finstertänzer« erscheint exklusiv im Geisterspiegel.

